



GESCHENK
VAN
DEN HEER
E. E. ECKSTEIN





7
22

= 1

1156 B 41^w

W 415

Der

Tod des Bewußtseins

und

die Unsterblichkeit.

Von

A. B. Dulk.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1863.



Meinen Freundinnen

Johanna, Elise, Pauline

gewidmet.

Der Tod des Bewußtseins.

„Wohl endet Tod des Lebens Noth, doch schauert Leben vor dem Tod ;
„So schauert vor der Lieb' ein Herz, als ob es sei vom Tod bedroht.
„Denn wo die Lieb' erwacht, stirbt hin das Ich, der dunkle Despot,
„Du laß ihn sterben in der Nacht, und athme frei im Morgenroth.“

Das Leben rauscht durch unser Bewußtsein mit verworrenen, ewig wackenden und ewig wiederum betäubenden Erkenntnißklängen hin, und hält es so sehr in seinen Banden gefangen, daß dieses Bewußtsein den Tod völlig zu vergessen gewöhnt wird, und, wenn es ihm unwillkürlich einmal begegnet, kalt und feindlich oder aufgeschreckt und angstvoll ihn empfindet — ihn, dem es nicht nur unansbleiblich entgeneilt, um gänzlich einst in ihn sich aufzulösen, sondern dem es sogar jeden Abend ohne Zögern, ja wohl mit Freude, sich hingiebt im Schlafe, auf die Bedingung nur, daß nach gegebener Frist es sich wiederfinde, und auf's Neue den Kreislauf seiner Ermüdung beginnen könne. — Muß es der ruhigen
Dult, Tod des Bewußtseins.

Betrachtung nicht wunderbar erscheinen, daß, wo Tod und Leben so offenbar zu einander gehören und so unvermeidlich einander ergänzen, dennoch der Eine als der Erbfeind des Andern, der Tod als absolutes Uebel, das Leben als absolutes Gut empfunden werde? Und ist es des Menschen, der Beides, Bewußtsein des Lebens und Bewußtsein des Todes, in sich trägt, wohl würdig, an das Eine bedingungslos sich hinzugeben, vor dem Andern aber eben so einseitig sich zu scheuen und absichtlich sich ihm zu entfremden? — Alles Wirken und Reisen des Menschen besteht in der Durcharbeitung und Auflösung von Gegensätzen, und sein höchstes Wirken, seine Lebensaufgabe, sollte nicht auch in der bewußten Durchdringung von Leben und Tod, in der Ausgleichung ihrer Gegensätze beruhen?! —

Aber müssen wir diese Scheu vor dem Tode wirklich so bedingungslos zugeben? Ist es denn wahr, daß wirklich kein natürliches und aufrichtiges Interesse am Tode in uns vorhanden sein kann? Vielleicht geht es uns hierin nicht anders als den Schulkindern, welche die Schule nur daun scheuen, wann

diese in einseitiger und verkehrter Art sie zu einer der Kindheit naturwidrigen Lebensweise und Thätigkeit zwingt und damit die Negation all ihrer Freuden wird; welche aber die Schule alsobald zu lieben beginnen, wann ihnen dieselbe nicht Verstörung sondern nur Abwechselung ihrer natürlichen Interessen, Enthüllung ungewufter Kräfte, Erregung des vorhandenen aber noch dunkeln Bedürfnisses nach Erkenntnißentwicklung, nach Geistesfreiheit, bietet, und statt eines Zwanges in adäquater Nahrung eine wohlgeleitete Befriedigung der vorhandenen Erkenntnißneugierde und Werkfreudigkeit wird? Ja wahrlich, es läßt sich zeigen, meine ich, daß auch der Tod nur durch die verkehrten und verknöcherten Lehr- und Gewohnheitsbegriffe vom Jenseits die große Masse der Menschen also zurückschreckt, indem er ihre wesentlichen Interessen, ja all ihr Hab und Gut, zu vernichten scheint — daß aber, wohlaufgefaßt, er den Menschen lockend und belebend erwecken kann, wie ja auch den Schüler die „neue Welt“ seiner ersten Klasse anregt und zur Schule lockt; daß dann der Tod, anstatt unsere Freiheit zu erdrücken, viel-

mehr die Keime einer neuen höheren Geistesfreiheit in uns pflanzen, und eine wohlthätige und eigen von unserer Natur begehrte Entwicklung der Erkenntniß in uns zeitigen und reifen könne.

Und wäre dies nicht das Natürliche? Gehört denn nicht der Tod ganz so unzweifelhaft zum Menschen, wie das Leben, und ist der Mensch nicht für beide gemacht? Schon seine Fähigkeit, bewußt sich lösen zu können von der Lebenswelle, die ihn trägt, seine Todesverwandlung eigen wollen und schaffen zu können, ist an sich der einfache Beweis seiner Verufung zum Herrscher nicht nur über das Leben, sondern auch über den Tod!

Und zu allen Zeiten ist dies so gewesen, daß der Tod der letzte Freund blieb in der höchsten Noth und im äußersten Hass des Lebens, so wie, daß er Dem nicht widerstand, der in wahrhaftiger Sehnsucht dem unbekannten Wesen der Zukunft sich Selbst entgegen-
trug. Germanische Frauen bestiegen einst — wie heute noch indische Frauen — den Scheiterhaufen aus Liebe, oder aus sittlicher Empfindung der Zu-

sammengehörigkeit des Ichs mit dem größeren leitenden Ich des geschiedenen Gatten; die Römerin Lucrezia rettete die Selbstempfindung ihrer geistigen Würde durch einen Dolchstoß; christliche „Heilige“ wurden unter Fasten und Beten, unter den Verkärungen der Ekstase, zum Himmel, in den sie strebten, aufgenommen; und wenn Geistesmahnung selbst vierzehnjährige und zwölfjährige Kinder zum Tode getrieben hat, so darf man mindestens dem Strome, der so seine Ufer überfluthet, das Fließen nicht streiten. Auch wird noch heute im Osten unserer Welt, zumal unter den feinsühlenden Japanesen, da, wo Tod nothwendig ward, die Selbsttödtung als ein kostbares Vorrecht edler Geburt und Sitte in den Geschlechtern der Edlen bewahrt.

Den freiwilligen aber, den „unnatürlichen“ Tod sich dienstbar zu machen und sich anzueignen hätte der Mensch die Fähigkeit, und sollte nicht fähig sein, mit dem allmählichen, dem „natürlichen“ Tode bewusst und willig einig zu werden, mit ihm, der seinem Wesen so offenbar als Ergänzung gegeben ist, und als letzte Reife des auslebenden Ichs?!

Freilich weiß man wohl in allen Landen von solchen Beispielen eines schönen Sterbens, und man rühmt sie als Zeugnisse eines besonders wohlgeführten Lebenslaufes, allein selbstverständlich rühmt man die Ausnahmen. Nun ist es auch sehr wahr, der gute Tod hängt ab von einem guten Leben: — aber nicht von trockener Moral habe ich mir vorgesetzt hier zu handeln, sondern von dem Inhalte des Lebens, wie es ist, und davon besonders, daß unser Leben, wie immer es sei, besser werde durch Beschäftigung mit dem Tode. Und so sollen denn die folgenden Zeilen versuchen, einer Freundschaft mit dem Tode das Wort zu reden, und besonders solchen Herzen, die sich nach aufrichtigem Frieden mit dem Tode sehnen, oder solchen Frieden zu befestigen wünschen, die Jacobsleiter zeigen, den breiten Friedensbogen, den die Natur selbst aus dem Diesseits in das Jenseits dem Menschen baute!

Doch denke ich bei solchem Vorhaben mich keineswegs nur an das gedankenvolle Alter zu wenden, das, den sinnlichen Freuden bereits vielfach entfrem-

det, einer ruhigen Weisheit der Entsagung zugänglich wäre, oder an Solche nur, welche aus Leid und Seelennoth einen Ausweg des Friedens suchen: sondern an das warme, aber freilich nicht gedankenlose, Herz der Jugend selbst wende ich mich, an alle rechte Lebenskraft des Menschen, wie Sinnliches oder wie Geistiges sie auch schaffe; denn daß die natürliche Entwicklung des Lebens zur Freundschaft mit dem Tode führe, dies will ich zeigen, da es so häufig dem Bewußtsein verborgen ist, und dies geht ja jeden Menschen an, in dem außer der sinnlichen Selbstempfindung auch ein bewußtes geistiges Ich lebt.

Zwar ist zu unserer Zeit wohl kaum ein Uebel so allgemein verbreitet in der menschlichen oder genauer gesagt in der christlichen Gesellschaft, wie die Todesfurcht, und der Grund hiervon ist, wie wir bald sehen werden, eine einseitig kultivirte Lebenslust: aber an sie eben, an diese Lebenslust, will ich mich auch wenden, an sie, die immer und in jedem Alter, unter welchen Proteusformen sie sich verbergen möge, diejenige Macht in uns ist, welche ganz

eigentlich den Tod scheut, und welche jenen Friedensschluß mit dem Jenseits nöthig macht, nach dem der wahrhaft Lebensfatte überhaupt nicht fragt. — Wenn die Lebenslust stumm geworden oder erlahmt ist, so glaubt sie bald an den Sieg eines Kirchhoffriedens und ewigen Schweigens, und der Tod ist ein stummes Hinsiechen der Schwäche, ein Leiden starrer Nothwendigkeit. Ein Anderes aber ist es, den Tod als ein erhabenes Ziel zu empfinden, als die Siegesfeier kämpfender Kraft und als den rechten Inhalt eines reichen Strebens! Den Tod besiegen kann nicht die Schwäche, sondern die Kraft.

Wenn ich daher diese Blätter geliebten Freundinnen widme, so soll das zugleich ein Zeugniß sein, daß Freundschaft und Liebe meinen Gedanken über den Tod nicht ferne sind, daß Freude am Leben mir verwandt ist mit der Freundschaft zum Tode. Und solches Zeugniß mag nicht unnöthig sein, da es leider! manchen Leser wohl einen unlieb samen, manche Leserin vielleicht einen heroischen Entschluß kosten mag, mit dem Tode sich zu beschäftigen, ihm, den man am besten sich ferne hält, in's Auge zu

sehen. Ist dieses nun aber doch geschehen, hat der Proteus unter den — weiblichen Tugenden, die Neugierde, einen vorläufigen Sieg davon getragen, so will ich mich nunmehr beeilen zu sagen, daß meine freundliche Leserin wenig wagt, wenn sie einer Unterhaltung nicht ausweicht, deren schlimmste Untugend werden dürfte, daß sie einer Morgenaubacht ähnte; daß ich dagegen guten Grund habe, und selbst drei gute Gründe, zu vermuthen, daß sie — sobald sie nur den Willen hat, in die Gedanken sich einzulesen, ein wirkliches Interesse für den Gegenstand gewinnen werde. Diese Gründe will ich sogleich anführen. Zunächst möge meine gütige Leserin bedenken, daß es ihr wahrlich wenig Heil bringen kann, wenn sie dem unvermeidlichen Feinde, dem Tode, in einer Weise auszuweichen gedächte, wie man sie dem berühmten Vogel Strauß nachsagt, der bekanntlich gegenüber der Schlange des Beduinen Kopf und Augen in den ersten besten Busch oder Sandhaufen vergraben soll, um so seines Feindes sich zu entledigen. Freilich glaubt Jugend und Lebenskraft nicht leicht an den Tod und an seine Nähe — aber

warum sollen Kraft und Jugend denn gedankenlos sein? Im Grunde ist uns der Tod zu allen Zeiten nahe, und steht uns nicht so gar anders gegenüber, als jenem Vogel die Schlinge des Beduinen.

Sodann aber mache ich meine Leserin sogleich aufmerksam auf die unlängbare Verwandtschaft des Todes mit der Liebe; denn die Liebe macht ja wie der vorangestellte Spruch des persischen Dichters es so wahr als sinnig sagt, das ursprüngliche Ich der Selbstsucht, das vor dem Tode, Vernichtung ahnend, schauert, ebenfalls erlöschen und hinsterben — freilich zu Gunsten und Frommen eines neuen vollkommeneren Seins, einer Liebesseinheit, in welcher das selbstische Ichbewußtsein nunmehr die Sorge für ein anderes zweites Ich übernommen hat, während es selber von diesem andern Ich gepflegt wird, so daß keines mehr selbständig, ihre Vereinigung aber wie ein höheres geistiges Doppelwesen erscheint. Wer weiß es nicht: je tiefer die Liebe, um so freudiger die Hingabe auch des Eigensten . . . und was verlangt denn der Tod im schlimmsten Falle Anderes, als eben dieses, als eine solche Hingabe des Ichs

an das Höchste? Sollte nun dem Ich, das in heiliger Liebe sich selbst aufgibt, nicht mindestens eben so sehr Befreiung und Erhöhung zu Theil werden zu neuem geistigem Wesen?

Als dritter Grund endlich für ein freundliches Mitgehen auf meinem Wege zu „Freund Hain“ schwebt mir eine Erinnerung der Kindheit vor, welche Leser und Leserinnen wohl mit mir theilen mögen, da sie im Grunde Allgemeingut der Kindheit ist — ich meine die Gestalt des „schwarzen Mannes“ des Hauses, des unentbehrlichen Kaminfegers. Es ist wahr, ich glaubte länger als andere Kinder an „Gespenster“ und so ernsthaft, daß ich der frühreifen Klugheit unserer heutigen Kinderwelt, welcher der Alles fertig machende Hegelianismus in's Blut gegangen scheint, nur Mitleid abnöthigen würde: aber dafür ward auch ein Augenblick — als einst auf getroffene Veranstaltung der Entsetzliche mir plötzlich und friedlich mit klarem, leicht erkennbarem, blühendem Menschenantlitz, mit Blick und Stimme, die Meinesgleichen bezeugten, entgegen trat — dieser Augenblick, sage ich, ward dafür auch

zu einer wahren inneren Enthüllung in mir; die Gewißheit, daß das schreckhafte Gespenst nur ein Mensch sei, wie ich Selber, durchdrang wie mit heilendem wunderthätigem Lichte meine aufgejagte Seele, ich konnte mich überwinden, ihm die Hand zu reichen und fühlbar wohlthätig entwich der Alp, der mich so oft gequält hatte in nächtlichen Visionen, von meiner Brust unter dem Lächeln und Lachen, womit der — in dem bewahrten Erinnerungsbilde so schöne — Jüngling meine starre, aber nunmehr furchtlose Verwunderung entgegennahm. — Dieses Große aber, das ich nun erlebt hatte, das Lichtwerden eines dunkeln schreckenden Räthsels, war ja doch nichts Anderes gewesen, als die Auflösung des Unbegreiflichen in **mein eigenes Wesen!** In solcher Art war es denn später, als ich das Haus mit der weiten Erdenheimath vertauscht hatte, daß auch der Tod dort, unter den Ruinen vergangener Jahrtausende, ganz anders als in den finsternen Dömen unserer Kirchen, mir freundlich und menschlich entgegentrat. Und wenn nun meine Leserinnen einem Kinde, das sich zum ruhigen Anschauen des

„schwarzen Mannes“ entschließen will, gewiß ohne Bedenken eine freundliche Erkenntniß des Wirklichen zusichern würden, warum denn sollten sie Selbst, insofern ihnen der „Sandmann“ oder „Sensenmann“ ein schreckendes Gespenst wäre, nicht auch diesem Gespenste einmal klar in's Auge schauen wollen, um zu erfahren, ob nicht seine dunkle Gestalt nur ihre Phantasie verwirrte, ob er nicht vielleicht schreckhaft unter allen Umständen nur sei für ein oberflächliches Empfinden und für ein gedankenarmes Bewußtsein? Wollen sie es aber, dann hoffe ich, daß unter dem abstoßenden Aeußern sich ein Freund ihres Lebens enthüllen werde, daß in der Selbstüberwindung des Anschauens der Alp schwinde, und der Tod, das drückende Räthsel des sterbenden Ichs, sich auflöse in eigenes erkanntes Wesen, in Wesen der Menschheit!

Nur soll freilich Niemand kirchliche Extrafahrten nach Himmel und Hölle im Folgenden zu finden erwarten; wohl aber ein freundliches Bleiben und Wohnen in jenem ruhigen, himmlisch erscheinenden Elemente des Menschendaseins, das wir das „gei-

stige Wesen“ nennen, welches, unsichtbar und uns Allen gemein, in allen Wandelungen des Lebens zwar sich wandelt, aber in keiner von ihnen aufgeht, und darum, über dem Tode wie über dem Leben sich wissend, das Vergehen so unbeirrt prüfen mag wie das Entstehen, und beruhigt schauen mag:

„Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen.“

2.

Haben die Menschen im Allgemeinen den Tod zu allen Zeiten der Geschichte in gleichem Maaße gefürchtet? Diese Frage wird offenbar zu verneinen sein. Zwar erzählt uns die Bibel gleich von dem ersten Menschensohne Kain, daß Jehovah seiner Todesfurcht mit einem Schutzzeichen an Kain's Leibe und mit dem Worte begegnet sei: „Wer Kain todt-schlägt, das soll siebenfältig gerochen werden“: allein, auch wenn die Mosaischen Ueberlieferungen uns nicht, wie nun anerkannt, bereits kultivirte Zustände

statt der angeblichen Urzustände der Menschheit vorführten, auch dann dürften wir an der schuldgetriebenen Seele des Brudermörders doch nicht die Seele der Menschheit messen wollen. Im Allgemeinen aber lehrt uns die Geschichte, daß, je näher der Thierheit oder dem Urzustande, um so stumpfer und unempfindlicher die Menschen dem Tode gegenüber sich gezeigt, um so mehr nur als ein Ereigniß des Augenblicks ihn empfunden haben gleich den andern Geschicken des Augenblicks, und ohne jene Erschütterung des Bewußtseins, welche sein Nahen und Erscheinen im Schooße unserer heutigen Gesellschaft zu begleiten pflegt.

Jede Gesellschaft, deren Gewohnheit und Sitte schnell zum Tode ist, erträgt selbstverständlich den Tod leicht; stumm und apathisch aber sanken in der That in den Völkern der Kindheit unter der eisernen Zuchttruthe des Despotismus ungezählte Tausende dahin, ohne an die leiseste Nothwehr zu denken, und es ist, als hätte die Empfindung des Todes sich mehr oder minder anfangs beschränkt auf jenen Gefühlschauer, den wir auch bei den Thieren beobach-

ten. Das Menschenleben als solches, das ist: das Leben des gemeinen Mannes, das noch heute wenig gilt, hatte damals einen unendlich geringeren Werth; grausame Volksvernichtungen — Verbannungen nennt sie die Bibel — waren die Sitte früher Zeiten, und rücksichtsloses Hinopfern der Unterthanen war die Lebensgewohnheit der Herrscher. 200,000 Menschenleben sollen im Baue der langen chinesischen Nordmauer zu Grunde gegangen sein, und nach einem griechischen Berichte haben allein an der Pyramide des ägyptischen Cheops zwanzig Jahre lang stets 360,000 Menschen gearbeitet . . . wie Viele müssen da täglich in den heißen Sand der Wüste zu ewigem Schlummer gesunken sein! Selbst heute noch offenbaren sich uns solche Zustände unter den lebenden Ueberresten kindlicher unentwickelter Völker, welche, um nur Eines anzuführen, noch heute gezählte Hunderte, ja Tausende von Menschen hinschlachten für die Herrlichkeit eines religiösen oder dynastischen Festes, — und nur durch diese Gleichgültigkeit gegen den Tod lassen überhaupt die Lebensformen und Entwicklungen aller ältesten und

rohen Völker, lassen Despotie und Sklaverei sich erklären, die den Menschen zum selbstlosen Werkzeug erniedrigen, und die Berechtigung seiner Existenz von der Laune des Gebieters abhängig machen.

Bei entwickelteren Völkern und Gesellschaftsformen finden wir sodann dem Tode gegenüber ein *Bedauern* des Lebens, den mehr oder minder lebhaften Wunsch es fortzusetzen, aber doch keine eigentliche Todesfurcht. Ein sicherer Gradmesser der Volksseele — und somit auch der Todesfurcht in ihr — ist anerkannter Maassen die Religion. Während sich nun in den Religionen der ersten ursprünglichen Völker kaum eine oder keine Spur eines Bildes oder Gedankens über den Zustand nach dem Tode zeigt, finden sich überall bei den gesellschaftlich und geistig entwickelteren Völkern der alten Zeit religiöse Vorstellungen eines solchen Zustandes. Und zwar wird er entweder — wie im fernsten Osten — als ein unmittelbar neu aufgenommenes Leben in den Kreisen der Seelenwanderung gedacht, oder als ein stummes, mehr oder minder bewußtloses Scheinleben

Dult, Tod des Bewußtseins.

und Schattenreich, wie bei den Israeliten, den Griechen u. A., oder als ein Aufgenommenwerden zu den Göttern in ihre Himmelswohnungen, woselbst die Edlen das bisherige Leben in erhöhter Freude und Reinheit fortsetzen, während Sklaven und Uedle in tieferen Räumen einem trügen und dunklen Schattenreiche anheimfallen, wie dieß bei unsern Vorfahren, den Germanen, der Fall gewesen. Aber nirgends finden wir hier schon die Schrecken des Todes, welche uns das Christenthum überantworten sollte, und nur als ein noch ziemlich unähnlicher Vorläufer derselben stellt sich das Todtengericht hin und wieder ein.

Die Ägypter waren, nach Herodot's Zeugniß, die Ersten, welche die Unsterblichkeit der Seele lehrten, und Tod war ihnen Befreiung aus dem Büßungszustande, Möglichkeit in die himmlischen Räume zurückzukehren. Die abgeschiedenen Seelen wurden in dem zwischen Erde und Mond schwebenden Raume empfangen, geprüft und beurtheilt; völlig rein befunden stiegen sie in die höheren Regionen, und zwar sehr allmählig, hinauf, indem bei die-

fer Wanderung immer mehr und mehr sinnliche Seelentheile sich ablösten; andernfalls mußten sie auf die Erde zurückkehren und mit einem Menschen-, Thier-, wohl auch Pflanzen-Leibe sich auf's Neue verbinden zur Läuterung, durch Perioden der Wanderung hin, welche, wie der griechische Erzähler ausdrücklich bemerkt, sich bis auf 3000 Jahre ausdehnen konnte. Auch im fernen Osten war es kaum anders. Nach der alten indischen Religion der Veda's war der Zweck der im Tode bevorstehenden Seelenwanderung einzig dieser: aufsteigend zu einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Atma, der großen Weltseele, wieder gelangen zu können, und somit Selbst wieder zu Gott zu werden. In dem chinesischen Dogma des Con-Fu-Tze galt es sogar für ausgemacht, daß eine eigentliche himmlische Welt zur Zeit noch nicht vorhanden sei, und das Fortleben nach dem Tode machte die Seele seiner Gläubigen nicht um ihren künftigen Zustand besorgt. Die alte Sinto-Religion der Japanesen auch zeigt keine Spur von persönlichem Fortleben, sie erklärt vielmehr, „daß die Seele, wie die Gewässer

der Berge in's Meer fließen, also in's Alleben der Welt zerfließe.“

Aber wenige Jahrhunderte vor Christus lehrte sodann Zarathustra die arischen Völker dießseit Indiens schon eine allgemeine Auferstehung der Menschen, welche nach 3000 Jahren eintreten werde, und bei welcher ein Gericht gehalten werden solle über die Werke jedes Einzelnen; die ungerecht Befundenen sollen sodann, zugleich mit dem Erdball selbst, während dreier Tage und dreier Nächte durch Feuerluthen gereinigt werden, die Gerechten aber sogleich in reineren und schattenlosen Leibern — nach Plutarch's Bericht — das ununterbrochene glückliche Reich beginnen, in welchem alle Menschen in einem Staate und mit einer Sprache vereinigt sein werden. In ähnlichen Voraussetzungen endet auch die „Götterdämmerung“ in der Religion der nordisch-germanischen Völker, mit ihrer Weltzerstörung durch Feuer, mit ihrer „neuen Erde“, die, unbefäet mit Korn bewachsen, grünend und herrlich aus dem Meere steigt, mit ihren „neuen Menschen“, die sich

vom Morgenthaue nähren, und ein so großes Geschlecht werden, daß es einig die ganze Welt bewohnt. Wie merkwürdig hier auch bereits das (christliche) „jüngste Gericht“, die Weltzerstörung und das ewige Reich des Friedens gegeben ist: das Fegefeuer ist dennoch entweder noch nicht vorhanden, oder es bleibt als Reinigung, gleichwie die mildere ägyptische Reinigung durch Seelenwanderung, nur auf eine kurze und überhaupt auf eine endliche Zeit beschränkt.

Während also in den früheren Religionen das Leben entweder noch unbefangen mit dem Tode tauscht und in gänzlichem Unbewußtsein, später nur in ein Schatten-Bewußtsein, versinkt, oder während es den Tausch eines geringeren mit einem besseren Dasein, und zuweilen auch umgekehrt mit einem niedrigeren, eingeht, oder endlich einem erneuenden Feuer unterworfen wird, um zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen: blieb es dem Christenthume aufbehalten, zum ersten, und in dieser Gipfelfung einzigen, Male ein jenseitiges Leben fürchten zu lassen, als einen Zustand gänzlicher Verdammung und

nimmer endender Qualen. Denn selbst der Islam, welcher wenige Jahrhunderte nach Christus erscheint, und Hölle und Paradies und Hefeseuer mit dem Christenthume theilt, hat doch die ewige Verdammniß allein für die „Ungläubigen“, das ist für die Feinde des Islam; für die sündigen Kinder des eigenen Glaubens aber eine Erlösung von 900 bis 7000 Jahren; und nur ein Thor empfängt diese letzteren, während sieben Thore die Schaaren der Ungläubigen aufnehmen. — Wie anders dagegen die christliche Phantasie in der Hölle Dante's, welche man mit ihren neun Kreisen und siebenzehn Unterabtheilungen getreu abgebildet hin und wieder als Altarbild in den Kirchen findet, und deren innerster tiefster Grund — der Aufenthalt Lucifer's mit Judas Ischarioth und den unglücklichen Kaiser-mördern Brutus und Cassius — der Mittelpunkt des Weltalls ist. Hier ist die ganze lebende Welt — da auch die vorchristlichen Heiden, durch Ausschluß vom Paradiese bestraft und in den ersten Kreis, in die „Vorhölle“ gebannt vorgestellt werden — hier ist die ganze Welt schrankenlos nach

der Sünde des Fleisches gerichtet, und der allliebende Gott Selbst spricht durch seinen Sohn das Urtheil so rettungsloser Verdamniß am Tage der Auferstehung! Zu charakteristisch ist diese Ausmalung der Christuslehre im kirchlichen Sinne, in welcher, wie in keiner andern Religion, die Dual des Jenseits gipfelt, als daß ich nicht einige von diesen Kreisen näher bezeichnen sollte. Hier werden der Sinnenlust Verfallene in einem steten Wirbelwinde, Schlemmer unter einem eisigen Hagel umhergetrieben; Verschwender und Geizige müssen ewig wie Wellen gegen einander branden, Zähjornige sich Selbst verstümmeln; Ungläubige liegen in brennenden Gräbern, Gewaltthätige in einem Flusse siedenden Blutes; Verräther müssen in Eis gefroren ewig fortleben; Betrüger stehen in siedendem Pech oder mit dem Haupte in brennenden Löchern; sie werden auseinander gespalten und immer auf's Neue heil, oder sie laufen umher von glühenden Schlangen umwunden, deren Biß ihr Fleisch zu Asche verkohlt und dennoch vergebens, weil diese Asche immer auf's Neue wieder Körper wird . . . — In solcher Anschauung,

man begreift es, ist die Hölle ein wichtigeres Complement des Lebens, als der Himmel selbst, und Lucifer die unentbehrliche und die ewige Ergänzung Gottes — ein feierliches Dokument furchtbaren und unverföhlnten Zwiespalts in der, zum Bewußtsein ewigen Lebens erwachten, Seele des Menschen!

Und solchen Merkmalen entspricht denn auch das Leben der christlichen Völker in der That. Angesichts der schreckensvollen ewigen Hölle, und unter einem kirchlichen Regimente, dessen mächtigster Hebel die Drohung des Todes und das Verwalten der ewigen Seeligkeit ist, hat sich der Kultus des Lebensgenusses in unerhörter Allgemeinheit unter ihnen entwickelt, und wird die von der Kirche unterhaltene Angst vor dem Jenseits systematisch, wie immer es gehen will, betäubt, weil sie unverföhllich der „süßen Sünde“, der von Gott auch geschaffenen Sinnlichkeit, und der berechtigten Lebensfreude widerspricht. „Die Religion der Alten“, sagt ein neuerer Schriftsteller, „war Weltfreude und Todesverachtung zugleich; die Religion der Meisten von heute ist wie

ein Kultus der Lebenslust und des Besizes unter dem schwarzen Schatten der Todesfurcht !“

3.

Aber gerade die christliche Religion hatte sich ja gerühmt, den Tod überwunden, und den Stachel des Todes vernichtet zu haben ! Woher denn geschah es, daß gerade sie bei so Wenigen ihrer Bekenner dieses große Wort wahr gemacht, und daß gerade sie so Vielen — Ketzern, Ungläubigen, Sündern — den Fluch des ewigen Todes mitzugeben sich genöthigt sah ? — Wir dürfen es wohl aussprechen, der Charakter der christlichen Religion ist wesentlich der einer idealen Verkündigung der Zukunft, eines reinen gottähnlichen Zustandes der Menschheit, den aber die Kirche mit, in der Geschichte unerhörter, Gewaltthätigkeit sofort irdisch zu gründen unternahm. Sie that dies selbstverständlich ohne den gewünschten Erfolg, ja ohne daß sie nur den Anspruch der allgemeinen

Erdenherrschaft, ihrer Ausbreitung über alle Heiden, annähernd hätte wahr machen können. Denn wenn die Christen aller ConfeSSIONen gegenwärtig auch etwa 230 Millionen zählen, so beträgt doch die Erd-Bevölkerung über 1000 (bis 1300) Millionen, also fünf mal mehr als die christliche; und die fast dritthalb Jahrtausende alte Budha-Religion allein zählt heute noch mehr Anhänger als das Christenthum, nämlich fast 300 Millionen Gläubige. Nur die erste Hälfte aber der Geschichte des Christenthums wird durch Eroberung und Ausbreitung, die andere Hälfte dagegen durch Spaltung und Zerfall der Religion bezeichnet.

So wenig ferner die christliche Religion ihre ideale Forderung der Gleichstellung aller Menschen unter einander, oder der erhabenen Geistigkeit, welche das Fleisch verachtet, oder der aufopfernden reinen Nächstenliebe und des bergewerfenden Glaubens, auf ihre Befenner im Allgemeinen hat übertragen können, so wenig hat sie auch mit ihren kirchlichen Mitteln die Todesfurcht besiegen können, sondern hat sie vielmehr nur auf's Aeußerste ausgebeutet.

Der Christuslehre, ich wiederhole es, wohnt ein so weit vorausblickender Geist der Zukunft, ein so viel höheres Bewußtsein der Geistigkeit inne, als die unerwachtere Seele ihrer Bekenner, der Hirten wie der Heerde, im Allgemeinen noch entwickeln und ertragen konnte, daß vielmehr diese Geistigkeit manigfach sich in ihr Gegentheil verkehren mußte! Gerade der Widerspruch mit dem wahren Kerne der Christuslehre, welcher auf die Innerlichkeit des einzelnen Menschen sich bezieht, oder auch: welche der innerliche geistige Mensch selbst ist, bewirkte den allwärts sichtbaren Verfall der Christlichkeit. Denn die Kirche nahm von jeher die Lehre und Deutung der christlichen Erkenntnisse, sowie die Handhabung des Gerichtes des Geistes für sich allein und ausschließlich in Anspruch, während sie doch nicht Wachsthum und Leben desselben wissenden und richtenden Erkenntnißgeistes auf die Kirchenbeamten beschränken konnte, sondern dasselbe durch Gottes Fügung sich entwickelte auch in dem großen Volke der Laien. Das Ertragen dieser letzteren Thatsache von Seiten der Kirche war aber

stets ein unwilliges, und die geistliche Herrschaft — denn eine solche wurde es statt der geistigen Herrschaft — stets eine gewaltsame, durch Autorität, Kircheneigenthum und — durch das Schwert! aufrecht erhaltene.

Der Geist Gottes oder der Geist Christi, das ist der selbstwissende Geist der Wahrheit, der Liebe und des höchsten Gerichts, war zwar allen Menschen versprochen worden — allen Gläubigen im Neuen Bunde, allen Menschen der Erde im Alten Bunde: — die Kirche aber sprach denselben, um ihn regieren, regeln und beaufsichtigen zu können, als einen ursprünglichen und gewissen den Priestern der Kirche mit seltenen Ausnahmen allein zu, und unter den Priestern eigentlich allein und unumschränkt wiederum nur einem Menschen, dem Haupte der Kirche, dem „Stellvertreter Gottes“. So mußte sie denn dem Evangelium, der Verkündigung Christi, von vornherein widersprechen und mit der Christuslehre selbst zugleich jenen Samen inneren Krieges und wachsender Zerstörung säen, der seit Jahrhunderten aufgegangen, und heute zu einer allgemeinen Frucht und

Erndte gereift ist. Das Unausbleibliche mußte also geschehen. Denn der Erkenntnißgeist wuchs in der ganzen Menschheit, in allen Kindern Gottes, die Kirche aber wollte von einem Wachsthum des Erkenntnißgeistes überhaupt nichts hören, nicht einmal im eigenen Schooße; sie hatte ihre ewigen „Wahrheiten“ in Worte ausgeprägt, und auf Wort und Buchstaben derselben, das ist des Dogma's, verpflichtete sie die eigenen Glieder. Und obwohl im Laufe der Jahrhunderte die Kirche in der That neue Dogmen und widersprechende Erkenntnisse aufstellte — wie denn auch wir erlebt haben, daß die, vom heiligen Bernhard noch so kräftig geläugnete „unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria“ neuerdings zu den Nothwendigkeiten des seligmachenden Glaubens erhoben wurde — obwohl somit die Kirche das unwiderstehliche unfreiwillige Wachsen neuer geistiger Früchte an ihr selber hätte wahrnehmen müssen, so hielt sie doch — die häretische nicht minder als die orthodoxe Kirche — so starr wie immer möglich an Veraltetem fest, läugnete, Melancthon der Protestant voran, auch die Bewe-

gung der Erde Jahrhunderte lang, und hatte mit Verwerfung, Ausstoßung und Vernichtung solcher „Christen“, in denen der Nachfolgergeist jenes selbstwissenden Geistes der Gerechtigkeit und Wahrheit besonders mächtig austrat, so viel und übel zu thun, daß sie mit der Arbeit niemals fertig geworden ist. Darüber ist denn das kirchliche Wesen, zumal in den urchristlichen Kirchen, der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen, vielfach zu Heußerlichkeit, zu Wort- und Werk-Heiligkeit geworden, und ein unbefangener Fremdling, welcher der christlichen Anbetung geschnitzter Amulette im stillen Kämmerlein, oder der geräuschvollen Verehrung der mannigfachen Statuen, Bilder und Symbole in offener voller Christengemeinde anwohnte, wüßte wahrlich die „Religion des Geistes“ nicht mehr zu unterscheiden von dem Fetischdienste der heidnischen Abgötter, welche zu bekämpfen und auszurotten jene sich vorsetzte.

Wie demnach der selbstthätige Erkenntnißgeist des Christen, der „in alle Wahrheit führt“, und

dessen Erben wir sind, im Allgemeinen für den größten Feind der Kirche erklärt wurde und wird, sobald er selbständig, d. h. außerhalb der in diesem oder jenem Lande herrschenden Kirchenordnung auftritt: so ist es denn auch in unserm besonderen Falle nicht anders mit dem Geiste des Seeligwerdens und des Verdammtwerdens beschaffen. Eigener selbständiger Glaube des innern Menschen vernichtet durch seinen Anstoß gegen die Kirchenlehre sofort alle Hoffnung auf Seeligwerden durch die christliche Kirche, welcher er angehört. Wer dieses Letztere will, muß sich blinden und selbstlosen Glaubens an die Kirche ergeben und die Gnade der Kirche erwerben: wie es denn das Augustinische Glaubensbekenntniß auch geradezu sagt, „daß der Mensch zum ewigen Leben, oder zur Verdammniß, durch einen unbedingten göttlichen Rathschluß bestimmt sei, und nur durch die Gnade sein Heil bewirkt werde, der freie Wille aber dabei unkräftig sei.“ Dem zufolge handeln denn auch die Meisten, und suchen ihr Seelenheil in der Erfüllung der Kirchengebote bei den Verwaltern der Gnade: aber

auch sie sind laß und träge geworden weitaus in der Mehrzahl. Der schamlose Fugger'sche Vers:

„Wenn der Heller im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.“

würde heute in keinem Volke der Christenheit mehr wie ehemals Millionen in den Opferkasten locken, und alle äußeren Verdienste und Heiligungen, alle Wortbekenntnisse und „guten Werke“, aller blinde Glaube und Gehorsam ersetzen und stillen heute in den Herzen unzähliger Christen nicht mehr das unbefriedigte Bedürfnis eigener Erkenntnis und wahrhafter innerster Versöhnung, welche kein Machtspruch des Priesters geben kann. Und hierüber verlieren denn selbst die gewaltigsten Mittel der Kirche in immer weiteren Kreisen ihre Wirksamkeit.

Täglich weiter daher, wenn auch ganz im Stillen, verbreitet sich die, alle Macht der Kirche gefährdende, Ueberzeugung, welche vor einem Jahrhundert ein König in die weltlichen Worte faßte, „es solle ein Jeder nach seiner Façon selig werden“, und welche für uns sich so ausdrücken läßt: daß ein Jeder mit seinem Gotte unmittelbar und eigen ver-

kehren müsse zu seinem Frieden; daß alles Seelig- und Unseeligsein allein abhängen von dem innersten, geheimsten Zustande des Herzens, daß aber vor der Wahrheit dieses innersten Bewußtseins Gott gegenüber das Heilig- und Unheilig-sprechen des Priesters seine Kraft verliere.

Auf solche Art greift nun mehr und mehr eine Selbstregierung des Einzelnen in Religions-sachen um sich, welche bereits seit Hus, Savonarola und Luther, ja in allen, auch den frühesten Spaltungen der Kirche, wachsend ausgebrochen ist bis auf die neuesten „Deutsch-katholischen“ und „freien“ Gemeinden herab, und welche, obwohl jede neue Kirche wiederum auf ihre Traditionen hält, doch in Folge dieser Spaltungen in immer mannigfachere Sonderkreise übergeht, und enger stets sich um das Haupt des einzelnen Menschen zusammenzieht. Diese Selbstherrlichkeit aber ist es gerade, welche das Christenthum zu dem Kerne der Christuslehre, zu dem innern geistigen Menschen in jedem Christen — als deren „Erster unter nachfolgenden Brüdern“ Christus von den Aposteln

Dulk, Tod des Bewußtseins.

selbst bezeichnet wurde — zurückführt, und also die Verheißungen unserer Religion zu erfüllen beginnt.

Dieses, so eben beleuchtete, Element der Innerlichkeit — die Selbstbetrachtung und Selbsterfassung des Einzelnen — ist nun zwar keineswegs ein ausschließliches Eigenthum der christlichen Religion, es ist vielmehr in allen Religionen vorhanden je nach dem Maaße der bereits erwachten und entwickelten Geistigkeit des Volkes, und ist u. A. in der Religion Budha's als „Nirwâna“, als höchstes Gut und vollkommene Seeligkeit schon feierlich bezeichnet worden: was jedoch dort zumeist durch die Versenkung in die Empfindung erlangt werden wollte, das soll hier, im Christenthume, durch Versenkung in das lichtere Geisteselement bewußten Denkens errungen werden; die entzückte Anschauung soll zur beseeligenden Erkenntniß, die Selbsterfassung des Gefühls zum Selbstrichten und Selbstlenken erhoben und gereinigt werden! Dies ist der Kern der Religion Christi und der Charakter ihrer ersten Selbstverkündigung, in

welcher zum ersten Male das bewußte Ich des Menschheitsgeistes als Mensch — Gottessohn als Menschensohn — sich Selbst verkündete und historisch sich darstellte. —

Hatten wir nun aber in unserer kurzen Uebersicht der Religionsentwicklung gefunden, daß eben der wachsende Geist es war, welcher zuerst, und im Maaße seines Erwachens, den Tod als ein anderes Sein anschaute, und mit wachsender Bestimmtheit und wachsender Erschütterung zugleich ihn als solch „anderes Sein“ dem vorhandenen Leben gegenüberstellte — und haben wir nunmehr andererseits gesehen, daß im Christenthume der Geist auf der bisher höchsten Entwicklungsstufe geschichtlich hervorgetreten ist: so sind wir, scheint es, an den Ursprung der herrschenden Todesfurcht gelangt, und möchten nun, bei der Kenntniß ihrer Quelle, vielleicht auch die Mittel finden, sie zu besiegen!

Was die christliche Kirche hiefür bietet, die Vorstellung eines ewig seligen Anschauens Gottes und Hallelujah singender Engel, das ganze Paradies Klopstock's und Milton's, hat im Allgemeinen

wenig Kraft bewährt, die Menschen für ein Aufhören dieses Lebens zu begeistern; wirksamer schreckt vielmehr die verkündete Frucht unreinen Wandels, welchem doch Jeder unterworfen ist: Hefefeuer und Hölle, vom Tode zurück. Und so ist es natürlich, daß bei den in jedem Menschen gerechtfertigten Zweifeln über sein Bestehen vor Gott, ein „rechter christlicher Tod“ immer nur ein Tod der Ergebung, der Abhängigkeit von dem dunkeln Rathschlusse Gottes, geworden ist, ein Tod der kraftlosen, selten der freudigen, immer aber nur der Gnade hoffenden Demuth, keineswegs also ein Sieg über den Tod, wie er uns vom Christenthume versprochen ward.

Noch aber bleibt uns, um diesen Sieg aufzusuchen, den die Kirche nicht verliehen hat, der innerste Gedanke des Christenthums selber, das ist, jener selbständige gleichsam persönliche Christusgeist der Menschheit, welcher trotz des Anspruches der Kirche auf seinen Alleinbesitz mehr und mehr dennoch in Jedem von uns groß geworden und

als eigene Macht in Jedem erwachsen ist: — sollte in seinen Tiefen nicht leben, was jenes Grauen des Todes zu überwinden, und was einer Zukunft zu begegnen wüßte, die, tausendfach schlimmer als das bloße Aufhören des Lebensgenusses, uns als ewige Verdammniß aus dem Dunkel des Jenseits anschauert? Ist es doch dieser Geist, welcher, uns zum Beispiel und zur Nachfolge, die Pforten der Hölle, wie es in dem Evangelium heißt, durch seinen „erst geborenen“ Träger gebrochen hat, und den die Hölle nicht hat halten können! Suchen wir ihn also, nicht nur in der kirchlichen Geschichte, auch in uns Selbst auf, ihn, um dessen willen wir uns Christen, das ist die Geweihten, nennen! Machen wir uns des geistigen Ichs, das in uns lebt, recht bewußt auf der Spur jenes Ichs, dessen eigenstes Denken zum Beginn einer neuen Welt wurde: und wir werden dann mit seinem Auge einen ruhigeren Blick zu werfen vermögen über die Schatten des Grabes und auf die noch traumbelebten Gefilde des „Jenseits“. Sagt doch der Dichter des Laienevangeliums:

„Aus stillem Denken keimt ein wachsend Leben,
Das wird die Welt aus ihren Angeln heben.
Und wär' es auch nach Hunderten von Jahren,
Sein Tag erscheint dem ausgesprochen Wahren.“

4.

„Die Thoren!“ rief ein Weiser des Alterthums über die Priester aus: „sie wollen den Tod kennen und kennen das Leben nicht!“ Mit diesem kräftigen und geistvollen Worte gewaffnet, wollen wir nicht Mehreres und nicht Anderes vom Tode sagen oder glauben, als was wir aus dem Leben selbst erkennen können, und anstatt Träumens in der Dämmerung der Möglichkeiten den forschenden Blick fest auf die räthsel lösenden Gesetze unsers sichtbaren oder sinnlichen und unsichtbaren oder geistigen täglichen Lebens gerichtet halten. Erfahrungen, welche Jedermann an sich macht oder machen kann, werden für Alle maaßgebend sein.

Nun weiß z. B. Jedermann, daß der Mensch, wann er zur Welt kommt, wohl Empfindung mit-

bringt, aber nicht Gedanken und Wissen, nicht also jenen selbstbewußten geistigen Menschen, welcher vielmehr erst unter unsern Augen wird und erwächst. Dies ist eine Thatsache, offenbar eben so selbsttredend wie etwa die andere, daß der Pflanzenkeim, der aus der Erde dringt, noch nicht Blüthe und Frucht ist, welche er gleichwohl zu treiben bestimmt ist.

Jedermann weiß ferner, daß der Geist aus dem Gemeingefühle des Menschen als wechselndes Bewußtsein und Selbstbewußtsein auftaucht; daß er hierbei vernachlässigt werden und verirren, oder durch sorgsame Pflege zu innerer Ordnung und Vernunft erzogen werden kann; daß dieser Geist endlich schwach oder kräftig, krank oder gesund sein kann, wie alles andere Wesen des Menschen. Und auch sonst ist es nicht schwer zu beobachten, daß die Gesetze seines bewußten Erkenntnißlebens ebenso natürliche und feststehende Gesetze sind, wie die des Sinnenlebens im Menschen und alles organischen Wesens, wie der Pflanzen- und Thierwelt. Solange der Geist noch nicht zum rechten Bewußtsein

seiner selbst in der Menschheit erwachsen, solange sein organisches Leben noch unbekannt war, wurden freilich seine Lebensäußerungen als ebenso viele unfasßbare Wunder hingenommen und die Fragen nach seiner Herkunft und seinem Hingang gehörten in das specifische Gebiet des Glaubens; seitdem aber Koryphäen der Wissenschaft (wie Burdach, Carus und andere) die Psychologie oder die Lehre vom unsichtbaren Leben in uns ebenso gesetzmäßig mit Schärfe und überzeugender Klarheit entwickelt haben wie die Physiologie oder die Lehre vom sichtbaren Leben in uns, bleibt es nur noch der sich fromm dünkenden Gefühlschwärmerei überlassen, den Geist als ein selbständiges, irgendwann und irgendwie in uns herabgeflogenes Wesen, das den Körper anzieht wie ein Kleid und nach Instrumentenart an unbekannten Fäden sich bewegt, zu träumen. Die Herrlichkeit der Schöpfung aber erleidet auch für das frommste Herz wahrlich keinen Abbruch durch diese beruhigende Erkenntniß, daß alles Geschaffene ein natürliches und einiges Leben, das durch seine Organe sich entwickelt, in sich trägt, daß Geist

und Leib eins sind oder, wie es der Dichter von dem Wesen der Natur sagt:

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male,

daß also auch der Mensch, in aufsteigender Entwicklung seines Wesens, ein geistiger, aus dem sinnlichen emporkwachsender, doch stets einziger Organismus ist. Hat doch die Bewunderung der Schöpfung auch keinen Abbruch erlitten durch die Erkenntniß, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, obwohl diese Erkenntniß noch zwei Jahrhunderte hindurch innerhalb der Kirche für irreligiös galt. Auch Milton, der Sänger des höchsten Ruhmes des Schöpfers, nannte Körper und Seele Eins und bekannte selbst als seinen Glauben, daß der ganze Mensch in die Elemente zurückkehre, da er einen andern natürlichen Ausgang des geistigen Menschen noch nicht zu erblicken vermochte.

Die Einsicht nun, daß unser geistiger Organismus nicht anders als unser leiblicher ewigen und erkennbaren Naturgesetzen unterworfen sei, muß auf die Ansicht von unserm Tode nothwendig den we-

sentlichsten Einfluß üben. Wie die Geseze des leiblichen Organismus — seiner Empfindung von Wärme und Kälte, von Licht und Dunkel 2c. — nur aus ihm selbst kommen und durch Selbstempfindung sich enthüllen, so kommen auch alle Geseze der Erkenntniß aus dem geistigen Organismus selbst und werden uns enthüllt oder bewußt durch Selbsterkenntniß. Nun ist auch dem Ungebildetsten, wenn er sich nicht betäubt, ohne Schwierigkeit klar, was auch der gebildetste Geist unsers Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, von sich bekannte, daß ein Entstehen aus nichts und ein Vergehen in nichts undenkbar sei; dies heißt aber nur: das Vergehen in nichts widerspricht dem Naturgeseze, welches ja in uns Selbstbewußtsein erhält, und widerspricht demnach dem Wesen und Geseze unsers Seins.

Zweierlei also ist mir selbstgewiß bei der Betrachtung des Todes, das Eine: daß der Geist nicht fortdauert, wie er in mir lebte, denn sein Organismus schwindet; das Andere: daß er nicht hinschwinden kann in nichts. Zwi-

schen beidem, oder in nur „anderem Sein“ muß denn nothwendig meine Zukunft liegen, sie muß eine Wandelung meines Wesens sein.

Dieses „andere Sein“ soll nun aber, so ist gemeinhin das Verlangen unserer Welt, zu einer persönlichen Fortdauer werden, einfach darum, weil eben dieser Geist, der über die Fortsetzung des Lebens, mag er sie wünschen oder fürchten, seine Gedanken bildet, als ein persönlicher sich fühlt. Freilich sollte jedem Denkenden eben in seiner Empfindung: das menschliche Ich sei ein persönlicher Geist, sofort die Unmöglichkeit aufgehen, daß eine künftige Existenz ebenfalls eine solche persönliche sein könne. Denn was stirbt und sich wandelt, kann nicht bleiben, und wenn das Persönliche, wie der Augenschein lehrt, stirbt, wie kann das Ich fortleben? Es muß vielmehr dieses Ich offenbar entweder ein anderspersönliches Ich werden, oder überhaupt aufhören ein Ich des Einzelmenschen zu sein, und etwa ein unpersönliches allgemeines Ich werden. Setzen wir den ersten Fall, so bricht offenbar das Leben unwiderruflich durch den Tod

mit der Persönlichkeit, welche hier denkt, fühlt, hofft und fürchtet; und eine neue Persönlichkeit mit neuem Sein, ein anderes Ich mit andern Interessen nimmt ihre Stelle ein; ganz außerhalb dieses irdischen Lebens, das des Ichs Interesse war. Darum läßt unser größter Dichter den nach Lebenserkenntniß begierigen Faust sprechen:

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die and're mag danach entstehen.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheint meinen Leiden,
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn!

Gern denkt sich der Gläubige in einer andern Persönlichkeit eine unmittelbare Fortsetzung der Interessen seiner irdischen Persönlichkeit; aber es ist eben klar, mit dieser, die im Tode brach, sind auch ihre Interessen gebrochen, und wie schwimmend und unklar er es sich immer vorstellen und träumen möge, er kann das Alte doch nur durch eine Verwandlung zurückbringen wollen, etwa wie die Raupe, wenn sie stirbt, als Schmetterling wieder-

fehrt. Der Schmetterling aber gleicht bekanntlich sehr wenig der Raupe. Er hat kein Interesse mehr für irgend einen Gegenstand, der früher vom höchsten Interesse für die Raupe gewesen, für keinen Bestandtheil mehr des feuchten, dunkeln und hastenden Erdenlebens; jetzt sind seine Liebe geworden die zarten Stäubchen und das Licht, die Freiheit, das leichtbeschwingte unstete Lustleben, und nie mehr kehrt er zu dem Verlassenen zurück!

Setzen wir dagegen den zweiten der beiden nothwendigen Fälle, das Unpersönlichwerden des Ichs, so ist der vollkommene Bruch mit dem gewesenen Leben nicht minder klar, und obwohl dieser Begriff der „Unpersönlichkeit“ dunkel erscheinen mag, wird uns doch die Nothwendigkeit der Logik noch auf ihn zurückführen. So viel ist gewiß, das persönliche Bewußtsein, welches unser Leben ist, kann im Tode unsers Lebens nicht unverändert bleiben, wie es denn auch erfahrungsgemäß in der That vergeht; denn schon mit dem Alter, mit der Annäherung zu dem natürlichen Ausgehen des Lebens, sehen wir es meist in deutlichster Weise abnehmen an Tiefe und

Umfang, und allmählig hinsterven vor unsern Augen. Wer weiß nicht, daß recht alte Leute vergeßlich, unempfindsam, stumpf werden, daß ihr Bewußtsein mehr oder weniger von der Lebenshöhe herabsteigt und sichtbar, sei es in Starrheit, sei es in neuer Kindheit, aus dem Leben scheidet? — Daß aber ein gewisses Geistesleben häufig im Alter wächst und sichtbarer wird, diese Beobachtung dürfen wir nicht mit dem allgemeinen offenbaren Schwinden der Persönlichkeit verwechseln; auch wollen wir sie nicht vernachlässigen, grade sie wird uns an geeigneter Stelle ein willkommenes Licht gewähren in dem Vergehen des Lebens.

5.

Der Volksglaube zwar wird durch solche That-
sachen nicht erleuchtet, und es ist gegen ihn, nach
dem Schiller'schen Ausspruche von dem einzigen
vergeblichen Kampfe selbst der Götter, wenig auszu-

richten. Denn er ist nicht verständig noch aufmerksam genug, um von solchen Erscheinungen sich einfache Rechenschaft zu geben, und noch weniger zwingt ihn die Logik oder die mühsame Erfahrung treu arbeitender Wissenschaft, solange sie nicht vor Schüler- und Confirmandenbänken als heilig gilt. Er faßt es nicht, oder achtet es nicht, daß Bewußtsein eine Gehirnthatigkeit ist, erzeugt von dem Gehirn, wie Empfindung von den Nerven, daß aber Bewußtsein ohne Gehirn, Empfindung ohne Nerven zu denken nicht minder unsinnig ist, als Thau- und Nebelbildung ohne Wasser zu denken, als den Blick sich bilden zu lassen ohne Electricität, als Meereswogen zu wollen ohne das Meer. Dennoch wollen wir vorerst diesem kritiklosen Volksglauben auch in seine Schlupfwinkel folgen.

Er antwortet und bleibt dabei, daß der Leib zwar geändert werde, der Geist aber — das bewußte Ich — unverwandelt bleibe in Himmel und in Hölle. Sehen wir uns freilich dieses bewußte Ich schärfer an, so finden wir, daß es, ferne davon ein feststehendes, sicheres oder gar unveränderliches

Wesen zu sein, vielmehr der allerwandelbarste, wechselndste und vielgestaltigste Theil unsers Seins ist, und daß es uns sogar verlassen kann, ohne unser Leben zu beeinträchtigen oder gar zu zerstören.

Zunächst ist dieses bewußte Ich — denn auf Bewußtsein in Himmel und Hölle pocht ja eben der Volksglaube — bei dem neugeborenen Menschen noch gar nicht vorhanden, wie ich schon oben bemerkte, und wie ein Jeder, der nicht mit geschlossenen Augen sieht, es bezeugen kann. Vielmehr ist in dem Säugling fast Alles noch unfreiwillige — das ist: unbewußte — Bewegung und Instinkt, wie in dem Reiche der unerwachten Thierwelt; und wann und wo immer die ersten ungewissen Lichter des Ichs zu spielen beginnen, unterscheiden sie sich noch nicht von jenem Erkennen der Außenwelt, welches auch das Thier hat, sondern werden nur zu einem Merken der Nahrung und der Pflege, durchaus aber noch nicht zu einem Merken von und auf sich Selber, zeigen also einen Zustand an, der von dem himmlischen Selbstbewußtsein gotterkennender Geister unendlich verschieden ist.

Das Selbstbewußtsein erwacht vielmehr bekanntlich erst in dem sogenannten Pubertätsalter, als eine oft plötzliche, wenn auch theilweise, innere Erleuchtung, welche rasch wächst und bald selbstge-
wiß wird — wie es dem Auge aufmerksamer Er-
zieher nicht leicht entgeht, und wie Mancher, der für
seine Jugend Gedächtniß hat, aus eigener Erfah-
rung weiß. Das Kind also soll, vorausgesetzt,
daß es wenigstens die Nothtaufe empfangen habe,
einen Zustand selbstbewußten Ichs, der in ihm noch
garnicht entwickelt war, mithinübernehmen in den
Himmel — so fordert es der Glaube!

Nicht minder wandelbar aber, stets neu und
anders sich entwickelnd ist der Zustand auch des
Selbstbewußtseins während der ganzen Lebenszeit
des Menschen bis hinauf in das Alter, in welchem
dieses Selbstbewußtsein wiederum sichtbar und nach-
weislich den Menschen verläßt. Wenn hiernach das
bewußte Ich des Menschen es ist, das in den
Himmel erhoben wird, so gäbe es für die volle
Glückseligkeit des Menschen jenseits nur eine ein-
zige Periode, und vielleicht nur einen Augenblick

Tauf, Tod des Bewußtseins.

des Lebens zum rechtzeitigen und natürlichen Scheiden von dieser Erde, die höchste Höhe nämlich und Kraft des bewußten Lebens: — dies ist aber grade der Augenblick, in welchem das Naturgefühl am meisten vom Sterben entfernt ist, und in welchem der Tod den größtmöglichen Bruch der Gewaltthätigkeit vollziehen würde, so daß in der That Jedermann es natürlich findet, wenn, wie es geschieht, weitaus die Mehrzahl der Todesfälle diesseits und jenseits dieser Höhe, in Kindheit und Alter, stattfindet.

Und wird denn überhaupt ein so wechselndes unbeständiges Wesen, wie unser Bewußtsein es ist, wirklich den ganzen Werth unsers Lebens jenseits wiedergeben und tragen können, da es uns keineswegs immer leuchtet und führt, und keineswegs alle unsere Thaten thut? Denn dieser sogenannte reine Geist belebt ja nur einen Theil unsers Lebens, und unterliegt nicht nur dem handelnden Halbbewußtsein des Instinkts, sondern auch im vollen Leben und selbst wider seinen Willen dem natürlichen, alles Sinnliche beherrschenden, Gesetze des Wechsels. Nach einer gewissen Zeit des

Wachens wird er müde und schläft ein, und erst aus unserm ruhigen ungestörten Fortleben muß er sich wie aus einem Quells die Kraft schöpfen, um zu frischem gestärktem Leben neu zu erwachen. So schwach, so abhängig von dem natürlichen Gesetze des Irdischen sollte er sein, und einzig dem höchsten Gesetze des Irdischen, dem Vergehen, widerstehen können? Schon vom Schlafe sollte er bezwungen werden und dennoch dem Tode trogen, dessen Bruder schon die Alten den Schlaf nennen, und der diesem in Allem gleicht, indem er nur den zeitlichen vergänglichen Unterschied des Schlafes vom bewußten Leben gleichsam verewigt und absolut setzt?

Die Gedankenlosigkeit indessen findet wohl auch hier keine Schranke und der Kenntnißlosigkeit ist Alles möglich. So scheint ihr wiederum die Idee „natürlich“, daß dieses wahre Ich im Schlafe nur irgendwo anders, nämlich nicht zu Hause, nicht in seinem Organismus wohne, daß das Bewußtsein dann sowohl wie in der Altersschwäche sich „merklich zurückziehe“ — wohin, dürfen wir freilich nicht fragen —, und daß erst mit dem Sterben des Lei-

bes dieses Bewußtsein völlig „frei“ werde, um unter endgültiger Verlassung des Körpers in den Himmel zu steigen. Es bliebe beiläufig nach dieser Vorstellung — wenn sie einen solchen Namen noch verdient — dem persönlichen Ich keine andere Rolle als die bereits erwähnte eines zauberhaften, zwar eigenlebenden, aber doch als Bewegungsgeist der Maschine des Körpers mitgegebenen Geschöpfes, das diese Maschine auf unbekannten Tasten spielt, sie bewohnt, regelt und leitet, aber auch nicht bewohnt, nicht regelt und nicht leitet; das allnächtlich, oder auch gelegentlich bei einer Ohnmacht u. seine eigene Arbeit unterbricht, und zuletzt im Tode auch die des Körpers aufhören läßt und diesen Körper zerfallen macht . . . die unverdaulichste Ollapotrida von Attributen; die je ein geistiges Verständnis zu genießen versuchte, und zusammengemischt einzig um einem vorgefaßten Glauben des Gefühls zu genügen, dem Glauben an die Zusammensetzung des einigen Menschen aus zwei Theilen, zwei besondern Wesen, einem leiblichen Wesen und einem geistigen Ich!

Wie bemitleidenswerth aber und schrecklich müßte doch der Zustand des Geistes sein in der ihm verhaßten, seiner unwürdigen, ganz aus Sünde und Sinnlichkeit gemachten Maschine — und wie sehr dem unähnlich ist, wie wir sehen, das Bewußtsein der Jugend und Kindheit, die nichts davon ahnt in ihrer Unschuld! Wie grausam und scurril zugleich wäre ferner die Verantwortlichkeit des Geistes und seine künftige Höllestrafe für die gar zu hartnäckigen Triebe dieser sündigen Maschine — nämlich des so vollkommenen menschlichen Leibes, des Prachtwerkes der Schöpfung — die er nicht beheimsterte! Und der Glaube selbst an die Zusammensetzung aus einem leiblichen und einem geistigen Wesen ist offenbar um nichts weniger kindlich und um nichts mehr verständig, als die auch durch den Augenschein gemachte Beobachtung einer Zusammensetzung der Pflanze etwa aus einem festen und einem flüssigen Wesen und einem Wesen des Duftes, wenn man daraus nun schließen wollte, daß Flüssiges und Festes und Lustiges jedes ein für sich bestehendes und besonders lebendes Geschöpf sei,

welche dann erst, wann sie zusammen und ineinander gepaßt werden, die lebende Pflanze bilden — obwohl sie stets ineinander übergehen, auseinander entstehen und eins nur Form und Entwicklung des andern ist! Doch wir kennen ja die beliebte Deutung des Spruches: „seelig sind, die da nicht sehen und doch glauben“, und so müssen wir es wohl aufgeben, den festen Glauben aufzuhalten auf seinem Wege zu Himmel und Hölle, deren er um jeden Preis bedarf. War schon die Logik der Verwandlung im Tode unmächtig über ihn, weil er die Verwandlung des Wesens zu einer Verwandlung des Scheines, zu einer Theaterverwandlung macht, darin der Geist den Körper anzieht wie ein Kleid und ihn ablegt wie eine Maske — so wird die Logik der Einheit ihn schwerlich einsichtiger machen und wir müssen ihm denn in seinen Himmel folgen und ihm zuschauen, was er so eifrig und so sorgsam in ihn hinüberträgt, um es der Ewigkeit zu übergeben.

Der Volksglaube nämlich weiß zwar, daß man nach dem Sprichwort „das Vaterland nicht

an den Sohlen fortträgt“, aber er hofft dennoch, die Heimath der Erde mit in den Himmel zu nehmen und menschlich richtet er seinen Himmel ein; die Güter des erlaubten irdischen Wohlseins, Freundschaft, Liebe, Gebet, die irdischen Entzückungen und die irdischen Qualen soll das persönliche Ich jenseit des menschlichen Lebens, und zwar gesteigert, in Himmel und Hölle wiederfinden. In dieser Steigerung meint nun der Glaube das echte jenseitige Element: die Befreiung von den engen irdischen Schranken, gefunden zu haben; aber zugleich mit dem Befreiungsmittel hat er argloser Weise den ewigen Kerker selbst mitgenommen: die Persönlichkeit; mit andern Worten, er hat übersehen, daß die Persönlichkeit selbst das uns Beschränkende, und daß eine freie Gebundenheit so gut wie eine gebundene Freiheit ein Unding ist.

Die Schranken, die das menschliche Ich empfindet, ruhen ganz und gar in der Persönlichkeit. Seine Freuden können nicht fortwachsen oder reiner werden, ohne von einer gesteigerten Leidenfähigkeit begleitet zu sein; je inniger es liebt, um so tiefer

dringt in das Ich auch der Schmerz der Unvollkommenheit, das Leiden der Liebe; je wissender es in die Natur schaut, um so stärker fühlt es wiederum die beengende Grenze seiner Erkenntniß; je freier es in die ganze Menschheit hinüberfluthet, um so ärmerlicher und gedrückter empfindet es die Schranken, aus denen es, weil es lebt, nicht hinausfann. Mit einem Worte, die feiner und geistiger für Glücksempfindung begabte Organisation wird auch um so leichter verletzbar und um so intensiver leidend sein, und wer tiefer leidet als Andere, genießt wiederum auch um so höher als sie. Denn die Persönlichkeit ist überall dasselbe Gesetz ausgleichenden Einklangs, und wir sind Alle gleich durch sie; aber andere Gesetze als die unsers Lebens zu befolgen — etwa außerhalb aller Kreise des Leidens, oder wiederum ganz nur dem Leiden zu leben — ist ihr selbstverständlich unmöglich.

Die Persönlichkeit, das Ich, ist nur der Centralpunkt, die bindende und ausgleichende Einheit für die Gegensätze des Naturlebens, durch das wir sind, und ohne diese Ges-

gensätze ist sie nicht denkbar und wäre garnicht vorhanden. Die Gegensätze können sich steigern und in ihrem gesteigerten Leben die Persönlichkeit: das bewusste Ich, erhöhen — aber von ihrem Leben allein wird immer dieses Ich getragen, und nur einen der Gegensätze in ihr wirkend verlangen ist nicht verständiger, als uns den menschlichen Gang auf einem Beine gehen heißen. Gleichgewicht und Einheit sind nicht möglich ohne Theile, welche einander die Waage halten; und Frucht erwächst erst aus Befruchtung, d. h. aus Gegensätzen, welche sich ausgleichen. So ist auch unser Ich die leuchtende Begegnung für alle sinnlichen und für alle geistigen Regungen, die unser Leben bilden, erhalten, und, indem sie es erhöhen, die Frucht des Geistes zeugen, und so ist unser Ich die unablässig bewegte Waage des Glücks und des Unglücks:

Ohne Wurzeln in den Gräften
Keine Krone in den Lüften;
Ohne Mühe keine Freude,
Durch einander leben beide!

Nehmen wir daher unsere Empfindungen und, wie freilich hiezu nöthig ist, die Persönlichkeit,

wenn auch noch so gesteigert, in den Himmel mit — danu ist es gründlich aus mit der Unschuld des ewigen himmlischen Lebens und mit der Heiterkeit eines ewigen Friedens! Denn die Reinheit der Seeligkeit müßte uns ja das irdische Wesen dunkler Unreinheit doppelt traurig und schrecklich erscheinen lassen; oder wo wäre die Mutter, welche aus dem Paradiese herab in ihrer lichten Klarheit das Leiden und Irren, das Sinken in Sünde und Hinquälen ihres Kindes bis in den Todeskampf, und sein ewiges Verderben mit ansähe, und begehrte nicht, ihre ganze Seeligkeit hinzugeben, um schützen und trösten und helfen zu können? Ja welche unmögliche Aufgabe müssen wir es für alle Seeligen überhaupt glauben, in reinem Glücke und reiner Seeligkeit zu schwelgen, während Auge und Ohr nach Christi Darstellung hinüberreichen in den Marterpfuhl ewiger Höllequalen, wo ihre Geliebten oder Verwandten, die sie um Linderung bitten, s c h m a c h t e n, und keinen andern Trost von ihnen erhalten können, als ihn Erzwater Abraham aus der Mitte jenes Himmels der Seeligkeit gab: „ge-

denke, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt.“ Wohl Manchem der Seligen, müssen wir uns sagen, wird diese Vertheilung der Güter zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit nicht billig und nicht göttlich erscheinen, und ihrer sich freuen können im Angesichte des Leidens wird nur die behagliche Selbstsucht!

Soll aber endlich, um auch dieser Klippe zu entgehen, unsere Persönlichkeit jenseits dennoch so eingerichtet sein, daß sie im Himmel nur durch Glück, in der Hölle nur durch Schmerz erregt werde, dann ist vollends gewiß dieses Wunder von Ich nicht mehr unser Ich, von welchem ewig, wie ich eben gezeigt habe, das Wort des Dichters gilt:

„Freud muß Leid, Leid muß Freude haben“,

da es immer und immer nur durch die Macht und durch das Spiel der Gegensätze empfinden, denken, leben und sein kann.

Und in der That das tägliche Leben unsers Ichs beweist uns diese Wahrheit. Nicht nur Glück und

Leid müssen nothwendig in uns wechseln, damit wir sie erleben: die ganze Welt unserß Bewußtseins zeigt uns unabänderlich dasselbe Gesetz. Fragen wir darüber das größte, das weite Weltleben um uns, so finden wir, daß Alles, was wir dort merken und kennen, im Wechsel uns bekannt ist und im Gegensatze; ewig Gleichförmiges dagegen merken wir nicht, so lange es für uns ewig gleichförmig ist, so lange nicht Veränderung, Spiel und Kraft von Gegensätzen, uns erwecken und befähigen zu seiner Wahrnehmung. Furchtbar mächtig z. B. führt die Bewegung des Erdballs schneller, als der wüthendste Orkan es vermöchte, in jedem Augenblick uns hin durch das Weltall — sie war da, diese Bewegung, ehe der Mensch erschien, aber hat er sie je gemerkt, und nicht vielmehr Gott gelobt, daß er fest stände im Mittelpunkte der Welt? Auch heute würde der Mensch, da sie sein tägliches Leben durch keinen Wechsel berührt, sie nicht merken, wenn nicht seine ferne Unterschiede im Anblicke der Himmelskörper — durch Gegensätze der Sternbewegung — ihn zu

ihrer Bemerkung erweckt hätten. Das für uns Gleichförmige der ungeheuren Bewegung also ist es, was uns unsern eigenen Flug nicht merken läßt und ihn fast zu einem unglaublichen Märchen für uns macht, obgleich wir mit ihm geboren wurden; denn kein Gegensatz unterbricht ihn. Könnte er jedoch plötzlich einmal wechseln oder einen Anstoß erleiden, dann würden wir schnell ihn erleben, denn in den Gegensätzen ist für uns das Leben. — Fragen wir ebenso die kleinste Welt und unsere nächste Umgebung, so finden wir, daß auch hier Alles, je mehr es Wechsel oder Extreme hat, um so gewisser von uns gefaßt, um so entschiedener von uns empfunden wird, je mehr dagegen es den Schein ewiger Gleichheit annimmt, so leichter unserm Bewußtsein entgeht und unfaßbar bleibt. Gleichwie ein Geräusch, auch das stärkste, durch ununterbrochene Gleichförmigkeit seiner Dauer dem Bewußtsein entschwindet, oder wie ein Licht, immerfort angeschaut, unser ganzes Auge blendet, gleichwie ein Gedanke, immerfort gedacht und nicht losgelassen, uns immer mehr verwirrt und zuletzt in Bewußtlosigkeit oder in Irrsinn

führt: so macht auch eine sogenannte „ewige“ Freude uns müde und dumm, ein ewiger Schmerz uns stumpf und starr, so wird auch die Glücksempfindung im Himmel und die Schmerzensempfindung in der Hölle durch ununterbrochene Dauer in ein leeres Nichts ausgehen Alles Unendliche ist der Tod unsers Bewußtseins und jeder Versuch von Ewigkeit richtet unser Ich unausbleiblich zu Grunde!

Dagegen müssen wir, wie oben angedeutet, freilich bekennen: es giebt eine Steigerung des Lebens und eine Erhöhung des Seins, welche jenen himmlischen Schilderungen nahe kommt —: aber diese Reise des Ichs besteht nicht in einer Zunahme des Genusses oder eines Extremes überhaupt, sondern in der Abnahme der Extreme und in der Zunahme des Friedens von ihnen — in jener Geistesruhe, darin die Bewegung des Glücks und Unglücks mehr und mehr aufhört, und eine reine Naturempfindung zur kaum unterbrochenen Empfindung des Friedens wird. Dies jedoch ist ja nicht Wachsen, sondern vielmehr Verlorengehen der Persönlichkeit,

ist ihr Schwinden in Wachsen des Unbewußtseins! Einheitsempfindung mit der Natur als Friede, mit den Menschen als Liebe — dieß werden gleichsam die letzten Klänge des Bewußtseins, ein Aus-schwingen der Persönlichkeit in das All! Und so sagt Betty Paoli:

Erst wenn alle Lust und Qual
Deinem Blick in nichts zerronnen,
Wird der Liebe Weifestrahl
Läuternd dein Gemüth durchsonnen.
Und beginnen wird in dir
Wunderbar erhöhtes Leben,
Jenseitsfrieden in dem Hier,
Wenn du deiner dich begeben.

Aber der Volks- und Kirchen-Glaube, welcher ein menschliches Ich, allgenießend und ewig entzückt oder allentbehrend und ewig gequält, im Jenseits will, dieser Glaube vermag dem Scheiden des Selbstbewußtseins in Frieden nicht zu folgen, weil es ein Schwinden aus der Persönlichkeit ist — und so jagt er denn einem Uuding nach, einem anatomischen Seelenpräparate, das keine Natur und kein Himmel beleben kann!

Und gewiß nur ein leidenschaftliches, ungesät-

tigtes Glücksbewußtsein konnte einen Ort suchen zur ewigen Fortsetzung der höchsten irdischen Lebensfreuden, nur ein leidenschaftliches, ungesättigtes Sündenbewußtsein einen Ort zur ewigen Fortsetzung der höchsten irdischen Qualen. Wer aber die Welt als selbstlebendig kennt, vermöchte auch den Platz in ihr nicht zu denken für diese der Welt fortan entnommene Gestaltensammlung, die in jeder unserer Secunden um eine Seele, in jedem Jahre um 33 Millionen Seelen wüchse, und, mitten in der lebendigen Welt, ruhend, unverwandelt für die Ewigkeit da wäre. Und wer endlich Gott nicht zum Executor der menschlichen Triebe machen will, wird es auch mit der Würde der Gottheit, mit Allgerechtigkeit und ewiger Liebe nicht zu vereinen wissen, daß für ein unendlich flüchtiges Erdendasein die Ewigkeit unwandelbar zahlen, und daß ein ewiges Genießen und ein ewiges Martern die Vergeltung unsers Schöpfers sein solle.

6.

Ich nehme nun den Faden dort wieder auf, wo die Anforderung des herkömmlichen Glaubens, das durch die Verwandlung nothwendige „andere Sein“ solle in einer Fortdauer des persönlichen Bewußtseins bestehen, mich veranlaßte, ihn zu unterbrechen. Hat hiebei die genauere Beobachtung des wirklichen Lebens zu dem Schlusse geführt, diese Annahme als eine den Gesetzen der Vernunft sowohl wie der Erfahrung widersprechende zu erkennen, so ist doch die positive Einsicht in den künftigen Zustand hiemit noch nicht gefördert, und das Wie der Verwandlung bleibt ungelöst.

Eine Reise in's Jenseits aber auf den Flügeln der Phantasie zu machen, widerspricht dem Zwecke dieser Blätter, und so muß ich auf's Neue um redliche Auskunft an das lebende Menschenwesen mich wenden, das gleicher Weise in uns Allen ist, und muß zu finden streben, was denn in ihm, außer dem persönlichen Bewußtsein, der Fortdauer bedürftig oder fähig erscheine, und zu welcher Umwandlung unser Ich etwa eine leitende Spur, einen Anfang

Dult, Tod des Bewußtseins.

3

in sich trage, da wir ja niemals die Natur sprungweise verfahren, noch Unvorbereitetes gebären sehen.

Wenn ich mich redlich nach dem Grundtriebe meines ganzen Seins frage, so muß ich antworten: es ist die Selbstsucht, d. h. der Trieb, Alles, wonach ich Sucht habe, mir anzueignen, es zu meinem Selbst zu machen. Dieser Trieb in der That ist zugleich Grundtrieb der ganzen mir sichtbaren Schöpfung; auf ihm beruht Selbsterhaltung, Entwicklung und Erzeugung jeder Art, und so muß ich ihn als die Lebensflamme selbst erkennen, an deren Kraft mein Sein hängt, und die nicht verlöschen kann, so lange ich bin. Diese Selbstsucht folglich wird auch in meinem Tode Befriedigung finden müssen, wenn ich selbst mit dem Tode zufrieden sein, wenn ich ihn gern empfangen soll. — Wie ist dies möglich? Der Trieb, den ich zu erniedrigen und zu verachten gewohnt bin, soll in meinem letzten und reifsten Wesen noch seine Befriedigung finden?

Näher betrachtet jedoch zeigt sich mir, daß die Selbstsucht — als Selbsterhaltungstrieb — keineswegs immer eine häßliche Rolle spielt. So lächelt

wohl die Mutter, wenn der Säugling nach dem Quell seiner Nahrung greift, wenn er rücksichtslos sich nährt. Sie erträgt es nicht nur gern, sie freut sich darüber: denn in dem Nahrungstrieb ist des Kindes Seele, der Trieb ist noch gleichsam sein ganzes Ich und also über Gedeihen und Kraft dieses Ichs freut sich die Mutter. Es wird demnach, so scheint es, darauf ankommen, welches Selbst in dem Grundtriebe des Lebens, in der Selbstsucht, sich befriedigen will. Nun ist aber das Kind an der Mutterbrust noch ein reines, gleichsam unberührtes Bild der Menschheit, voll Einklang und Schönheit; in Unschuld, das ist: schuldlos, übt es die Selbstsucht, und diese Selbstsucht enthält nichts Böses. So wird denn wohl nur, wo ein häßliches Selbst sich in ihr befriedigt, die Selbstsucht häßlich und böse sein. Und wenn dies wahr ist, dann erhalte ich freilich zugleich durch die allgemeine Verachtung der Selbstsucht ein großes Licht über die Unschönheit oder Schlechtigkeit meines Wesens, und durch den Schaden, den sie hervorbringt, ein eigenes deutliches Gericht, welches bezeugt, wie viel mir zum Gutsein

noch fehle, oder wie weit mein Selbst von dem reinen Bilde der Menschheit noch entfernt sei!

Dieses Bild aber, dem zu ähnen meine Bestimmung und meine Vollkommenheit ist, und das für alle Menschen ungefähr dieselben Züge trägt, so daß ich es als unser gemeinsames Wesen und unser Gemeingut anerkennen muß — dieses Menschheitsbild spiegelt sich offenbar am reinsten und gleichmäßigsten ab in den Zügen der Vernunft eines jeden Menschen, d. i. in seinem geordneten Gesamtbewußtsein; und es wird also meine Selbstsucht, so oft sie der Trieb meines gesammelten Wesens, meiner Vernunft ist, voraussichtlich rein und gut sein, dagegen unrein und böse sein müssen, so oft ein Einzeltrieb, den Schranken der Vernunft entronnen, sich zu meinem Selbst gemacht hat; oder, was dasselbe ist, sie wird nur in jenem Falle mein wahres rechtes Selbst erfüllen, erhalten und befriedigen, in diesem Falle aber es verletzen und zerstören, während sie ein verzerrtes unreines Selbst in mir zu sättigen strebt.

In der That, überall wo die Selbstsucht das rechte, ganze Selbst — jenes Bild der Menschheit

— sucht, es ehren und erhöhen, kräftigen und bereichern will im einzelnen Menschen, da, finde ich, hat sie bei aller Welt einen guten Klang und schöne Namen; sie heißt dann Gottesliebe und Menschenliebe, Frömmigkeit, Weisheit und Tugend, oder ihr Streben heißt: Fleiß, Ausdauer und Tüchtigkeit, Sinn für Wissenschaft, Sinn für große That, Begeisterung für Ideal und Kunst; denn alles dies ist ja Erfüllung eigensten Wesens in uns und Befriedigung unserö vernünftigen Selbsts!

Sehen wir uns denn genauer um nach dem wahren Wesen unserer Selbstsucht und verfolgen sie in irgend einem Triebe, der sie recht klar zu Tage bringt, bis in ihre Tiefen hinab und bis in ihre Höhen hinauf, damit wir merken, wo und wie sie von der Güte und Reinheit des Wesens, die ihr in der Unschuld angeboren scheint, sich entferne und uns in Verwirrung und Häßlichkeit irre führe.

Welcher Trieb aber regt wohl natürlicher das ganze Selbst auf, bringt es deutlicher, selbstbekennernd zu Tage und umfaßt gebietender, zu gewissen Zeiten wenigstens, alle Kräfte des Seins, als der

Liebestrieb, welchem kein Selbst verschlossen bleibt? Erfassen wir ihn denn in seiner ganzen Natürlichkeit, wie er als Trieb des Selbsts, als Sucht das Geliebte sich anzueignen, bewußt oder unbewußt, fordernd auftritt, und verfolgen ihn in seiner Entwicklung, soweit sie allen Menschen gemeinsam ist, damit er uns zu einem klaren Ausdrücke und Maasse werde für den jedesmaligen Werth des suchenden Selbsts.

In Jüngling und Jungfrau bricht die erste Liebe so sehr als That der ganzen Menschennatur — der eigenen Seele — hervor, daß sie den Menschen, wie überall geschieht, wo er einzig ist, wiederum im Bilde der reinen Menschheit aufzeigt, gut, liebenswerth, ohne schädliche Selbstsucht. Denn die Selbstsucht der vollen ersten Liebe ist das An- und In sich ziehen des geliebten Ichs; ihr ganzer Sinn ist Einheit, wie es Halm's einfach schöne Worte sagen:

„Mein Herz, ich will dich fragen,

„Was ist denn Liebe, sag'? —

„Zwei Seelen und ein Gedanke,

„Zwei Herzen und ein Schlag.“

und weil die Selbstsucht diesen Sinn als ihre Bestimmung in Unschuld erfäßt, so ist sie so sehr Hin-

gebung zugleich in dem Verlangen, und Genuß zugleich im Opfern, daß Interesse und Wohlsein der einen Natur ihr noch nicht als trennbar bewußt wird von dem der andern Natur, daß Wohlgefühl und eigener Frieden ihr noch in dem andern Ich zu ruhen scheint, und sie also ohne Trennung noch Theilung als Selbstsucht eines unwillkürlich empfundenen Doppel-Ichs fühlt und handelt — : wie sollte sie da schädlich wirken oder unschön handeln?

Auch erkennt das eigene spätere Urtheil des Menschen und seine Erinnerung diese Thatsache vollkommen an; von ihrer ersten Liebe schwärmen die Menschen oft noch ein halbes Leben hindurch, und werden nicht müde in jenes Wesen zu blicken, das ihnen oft wie ein verlorenes Paradies aus dem Spiegel der Vergangenheit herüberleuchtet — — — warum wohl? Weil sie später begriffen haben und wissen, daß sie damals noch und nur damals gut waren in aller Selbstsucht und allem Verlangen, ja unwillkürlich, unwissentlich rein und gut trotz dem meist höchsten kräftigsten Streben der Selbstsucht. Denn die allgemeinmenschlichen einfachen

Empfindungen bewahrten sie damals noch unverfälscht, sie hatten noch „alle Illusionen“, wie sie sich ausdrücken, einen rechtschaffenen Sinn, ein warmes Herz, ein vertrauendes Gemüth, goldenen guten Willen, und dazu eine elastische Kraft in einer entflammten, glücksbegierigen und dennoch zugleich für das Glück dankbaren, aufopfernden Seele!

Aber freilich so pflegt ja die Liebe nicht zu dauern, nachdem sie einmal das erste nächste Ziel entweder erlangt oder aufgegeben hat; sondern wir sehen sodann sie bald jene natürlichen Empfindungen des guten — weil in seine Einheit gesammelten — Menschenwesens nur noch für Einbildungen ausgeben und für Täuschungen — warum wohl? Weil der uneins gewordene Mensch sich weise und rein dünkt, wenn er den eigenen seelischen Verfall der Außenwelt zurechnet, hoch redet von den Mißklängen anderer Seelen, aber die eigene Schwäche mit der Verführung, die eigene Schuld mit dem Schicksal zudeckt!

Suchen wir jedoch den wahren Grund dieser Veränderung der Liebe und die zu Tage liegende

Quelle dieses Schicksals auf. Selten nur, das kann uns nicht entgehen, bleibt in der Scheidung und Prüfung des Lebens die ganze Seele des Menschen Liebe, wie es von Anfang war; sondern einzelne Triebe verstören bald die harmonische Einheit, und verlangen Befriedigung auf Kosten des ganzen, so eigenen als andern Ich; die zuerst auf vollkommene Verschmelzung und reine Gegenseitigkeit gerichtete Selbstsucht verliert ihre Unschuld und wird zur Sucht einseitigen Besizes, und die anfangs unbefangene Leidenschaft des Austausch der Seele erniedrigt sich zum bloßen Triebe des Genusses der andern Natur. Das vollkommene, das einige Selbst der Liebenden trennt sich alsdann mehr oder minder wieder zu einem doppelten Sonder selbst, welches nun auf Erschöpfung und Benutzung des gegenüberstehenden in allem anlockenden Theilwesen, auf Fernhaltung und Abschließung aber in allem abstoßenden Theilwesen, bedacht ist. Und so wird denn der Bund der Liebe selbst zu einem heimlichen, wohl auch offenen Kriege der Ausbeutung, und, wenn die Triebe, aus dem beschränkenden Gleichgewicht des

Seelenganzen entweichen, sich maaflos ausgelebt und „enttäuscht“ haben, wohl gar zu einem Rückschlag der Anziehung in Abstoßung und zum Ueberwiegen des Hasses über die Liebe! Das ist der Lebensgang ungetreuer Liebe — aber sein Quell ist stets der Mangel an jener Kraft der Einheit in der Seele, welche dauernd das ganze Selbst auszutauschen begehrt mit dem Geliebten, und welche nun einer verzerrten Selbstsucht die Herrschaft läßt, einer Selbstsucht, welche einzelne Triebe und Fähigkeiten erschöpfen will im Geliebten und Verderbliches wirken muß, weil sie dem vollkommenen Bilde der reinen Menschheit, in dem sie erwacht war, nicht mehr ähnlich ist.

Wie anders dagegen, wo die Selbstsucht der einigen ganzen Seele sich treu bleibt in allen Kämpfen der Liebe! Der Ausschließlichkeitstrieb, der sich in unsern christlichen Ehen so mächtig geltend macht, der Trieb, das geliebte Ich allein zu besitzen, ist nur die schwächliche und verzerrte Abfindung eines weit höhern Triebes der Selbstsucht, welcher sich in jeder reinen Seele und jeder vollen Liebe unwandelbar

geltend macht, des Triebes: völlig Eins zu sein mit dem geliebten Ich! Denn die unverfälschte Liebe verlangt nicht danach, das geliebte Wesen abzuschließen, zu umzäunen, zu hindern in irgend einem Genuße, im Gegentheil, sie ist gleichsam die eigene Selbstsucht auch des zweiten Ichs, und will lebhaft Alles, was ihm Genuß, ihm Wohlthat oder Bedürfnis sein mag; aber Alles möglichst zu theilen begehrt sie zu gleicher Zeit, und der eine Trieb begrenzt den andern. In dem unermüdlichen Durcharbeiten jedes Einzelbedürfnisses zu einem gemeinschaftlichen Frieden, jeder Sonderneigung zum mitgetheilten Empfinden, jedes Genußes wie jeder Arbeit des Einen zum Einklang mit dem Bewußtsein des Andern — hierin allein wird für die wahre Liebe die vielfach wechselnde Grenze liegen, mit welcher das Ich des Liebenden die Welt „auszuschließen“ begehrt. Denn gleichwie es durch Nichtsfordern seiner persönlichen Selbsterfüllung die eine Hälfte des gemeinsamen Ichs verletzen oder verkümmern würde, ebenso die andere durch diese Selbsterfüllung ohne Theilnahme und außerhalb der Seele

des zweiten Ichs. Und wie es sich untreu wäre durch Tödtung der eigenen Wahrheit in ihm, so auch dem Geliebten durch Erfüllung der eigenen Wahrheit ohne diesen: so daß treue Liebe den Tod nicht so sehr scheut, als das Ausschließen oder Ausgeschlossenwerden von der Seele des Geliebten, in welchem Triebe, in welcher wesentlicher Erfüllung es immer sei, und gern das Persönliche dem härtesten Zwange unterwirft, um nur theilen zu können mit dem Geliebten, um nur Eins zu bleiben mit ihm!

Daraus aber entsteht dann freilich, wachsend unter hartem Lebenskampfe der Gegensätze, das Wunderbare und Wahrhaftige, daß das Wesen des Einen übergeht auf den Andern, daß Widersprüche sich einen, Fernes und früher Unbegriffenes nahe und faßbar wird, Kräfte zusammenschmelzen, die nur zum Kampfe miteinander bestimmt schienen, und Verständnisse sich bilden, deren Himmel über dem Lebenskreise des Einzel-Ichs erhöht ist und die Welt in neuen Horizonten zeigt; es entsteht im Maaße dieser Lebensarbeit, und immer fester gegen die Wogen

des Lebens aufgerichtet, die Gestalt jener wunderbaren Liebeseinheit, das gemeinsam lebende Ich, als dessen Erwachen und Geborenwerden von Anfang an die Liebe sich kund gab, da sie noch ein unwillkürlicher Drang vollkommenen Austausches, eine Sehnsucht vollkommener Verschmelzung war!

Gemeinsames Genießen und Leiden und einfaches Selbstbezwngen um solcher Gemeinsamkeit willen erzeugen dieses Ich, welches in Jedem der Liebenden Bewußtsein von Beiden trägt, welches das eigen Persönliche nur noch im Maaße des Einflanges sucht, aber das Persönliche des Andern pflegt und bedenkt als sein Eigenes — ein Ich, in dem das Wohlsein des Einen die Gesundheit des Andern ist, und das, sich ergänzend und ineinander arbeitend, leicht dieselben Gefühle und Gedanken empfängt, und entsprechende Handlungen übt in Beiden. — Wer hat nicht in Dichtung und Sage von Wundern dieses gemeinsamen Ichs gehört und wer findet und erkennt seine Spuren nicht im gemeinen Leben auch, rings um ihn her, in Bündnissen und Genossenschaften, im innigen Familienleben, dessen Kern

es ist, in Freunden, in Geschwistern und Gatten? Werden nicht auch durch die Straßen unserer Stadt von Zeit zu Zeit Zweie zu Grabe getragen, deren gemeinsame Lebensgewohnheit auch der gemeinsame Tod beschloß? — Dies ist der Lebensgang der treuen Liebe; sein Duell aber ist immer das vollkommen gebliebene Verlangen und vollkommen gebliebene Hingeben von Ich zu Ich; der Tag dagegen, an welchem Zweie voneinander nicht mehr volles Verständniß verlangen in allem Wesentlichen, läutet die Todesglocke der treuen Liebe und der reinen, Gutes wirkenden Selbstsucht!

7.

Und hier haben wir denn ein neues Wesen im Menschen entdeckt, ein Wesen ganz unähnlich dem sogenannten „natürlichen Menschen“. Denn dieser natürliche Mensch des Anfangs weiß ja in der Selbsterhaltung nichts Anderes als sein persönlichstes Ich zu vertheidigen und zu erhalten, er wurzelt in seinem

Egoismus als in dem rechten Boden seiner Kraft, er kennt die Aufopferung nicht und muß Entfagung oder Rücksicht erst erlernen; und ihn seiner „natürlichen“ selbstischen Triebe und Neigungen zu entwöhnen, ihn umzubilden, hat Erziehung oft so große Mühe! Nun sehen wir aber aus diesem Ich durch die unverzerrte natürliche Entwicklung des Menschen ein Wesen hervorgehen, welches in Trieben und Neigungen, in Gefühlen und Handlungen, geradezu sein Gegentheil wird, und welches, wenn es herrschend geworden ist, jenes natürliche oder persönliche Ich mehr und mehr aufzuopfern, ja es ganz zu seiner eigenen Selbsterhaltung und Entfaltung zu verwenden bedacht ist.

Wir haben nun freilich zunächst sein Entstehen nur in dem unmittelbarsten und stärksten Triebe des Lebens verfolgt: wenn wir aber aufmerksam in die Entwicklung alles menschlichen Lebens blicken, so werden wir alsbald uns gestehen müssen, daß das Sammel-*Ich* der Einzelnen, das in der Liebe der Geschlechter uns offenbar geworden ist, sich nicht auf diese Liebe beschränkt, sondern ein überall in der

Gesellschaft erwachsendes, ja im Werden allverbreitetes ist, wenn auch in tausend verschiedenen Graden.

Der Vater, welcher sein Kind, wie das gewöhnlich geschieht, als sein Eigenthum, seinen Besitz liebt, in welchem Würde, Stolz oder auch Begehr nach Sorge und nach Spiel sich ihm befriedigen, erzieht dasselbe vor allen Dingen nach seinen, des Vaters, Bedürfnissen, und fühlt sich um so glücklicher, je mehr er sein Ebenbild und sein Werkzeug aus ihm machen kann; dabei aber verkümmert mehr oder weniger das Kind, denn seine eigenen Bedürfnisse leiden Mangel. Anders der gereifte, der weisere Vater, welcher, unabhängig von persönlichem Interesse, aus des Kindes eigener Natur die Bedürfnisse des Kindes ableitet, und für sie, wenn es noth ist, persönliche Opfer bringt; mit ihm ist das Selbst des Kindes e i n s geworden, die persönliche Selbstsucht ward zur Selbstsucht eines doppelten Ichs, und darum reiner, menschlicher und segensvoll! Und die Mutter, welche ihr Kind von sich läßt und allen erforderlichen Abbruch an persönlichem Wohlfeyn freudig erleidet, weil sie ihr Glück nicht finden kann ohne die

Glücksbefriedigung, die eigen in der Seele des Kindes wohnt, übt durch das Doppelselbst, zu dem ihr Ich wurde, eine reinere, geistigere Selbstsucht, als da sie erst das Kind vielleicht nur liebte als Liebespfand, oder gar als Schmuck nur des eigenen Wesens.

Aber ist es denn anders in der Kindesliebe, in der Freundschaft, in der Vaterlandsliebe und jeder Art menschlicher Liebe, welche wir loben und ehren? Ist es nicht überall hier das Hinzutreten eines zweiten oder mehrfachen Ichs zu dem eigenen, was im Menschen ein geistiges Gesamt-Ich als bewegende Seele bildet, und durch welches ich wollen und thun kann, was meinen Geliebten dient und gut ist, obwohl es meinem Einzel-Ich nicht dienen noch gut sein mag? Ja, ich prüfe alle Beziehungen der Innigkeit unter den Menschen, und immer finde ich dieses über die enge Persönlichkeit hinaus erwachsende Ich als ihre Seele und ihren Kern!

Gedenke ich endlich, von der persönlichen Liebe zu weitem Kreisen des Lebens und der ringenden Selbstsucht übergehend, auch derjenigen Selbstbefriedigungen, die von Allen gelobt und gepriesen wer-

Dult, Tod des Bewußtseins.

den, und deren oben bereits als guter Folgen der Selbstsucht Erwähnung geschah, gedenke ich des Eifers für die Kunst und Wissenschaft, für Völkerwohl, für Sittlichkeit, so finde ich ohne Mühe, daß auch alle diese Interessen nicht dem einzelnen Ich gehören, sondern vielmehr allgemeine Menschheitsinteressen sind, in deren Wahrung das persönliche Ich bereits als ein geistiges Gesamt = Ich der Menschen wirkt und sich äußert. Und so werden wir auf die merkwürdige Enthüllung gedrängt: daß Alles, was wir gut, groß, edel und wahr, rühmenswerth und erhaben nennen, dem Wesen eines geistigen Sammt = Ichs der Menschen angehört, Alles dagegen, was im Menschen tadelnswerth und verwerflich erscheint, als Feind dieses Sammt = Ichs sich zeigt und als ausschließliches Eigenthum des persönlichen Einzel = Ichs.

Wenn wir daher früher von dem Bewußtsein oder Ich des Menschen ohne Unterschied seiner Gestaltung gesprochen haben, so nöthigt uns die näher betrachtete Entwicklung des Menschen, ein sinnlicheres, einzel = abgeschlossenes, oder persönliches

Ichbewußtsein seines Anfangs zu unterscheiden von einem geistigeren, unpersönlichen Ichbewußtsein seiner wachsenden Einheit und seiner werdenden Reife. Und haben wir den Lebenstrieb des erstern die Selbstsucht genannt, so werden wir nun als Selbstbefriedigung des zweiten eine höhere vergeistigte Selbstsucht anerkennen, ein Sichselbstgenügen, welches ein Preisgeben des Unwesentlichen gegen das Wesentliche, des Einzelnen gegen das Allgemeine, des Persönlichen gegen die Einheit ist, und welches sich vereinsamt fühlen würde selbst in der Seeligkeit des Einzelgenusses, so daß es nur noch in dem Streben liegenden Hindurchdringens nicht zu Einzelnein, sondern zum Ganzen sich rein befriedigt fühlen kann, wie es die Sängerin hoher Liebe, deren Worte ich schon einmal anführte, ausspricht:

Nimmer werde mir ein Glück gegeben,
Das nicht Alle, Alle, die da leben,
Ueberströmt mit gleichem tiefem Heil!
Tragen will ich, dulden und vermissen,
Lieber, als um einen Segen wissen,
Der nicht aller Creatur zu Theil!

Und wenn wir noch daran zweifeln möchten, ob

denn wirklich das Gesamt-Ich auch in dem einzelnen Menschen handelnd als dessen lebendige Seele wohne, so zeigt uns ein Blick auf Diejenigen, in welchen es zu ausnahmsweise reicher und erhabener Gestaltung gelangte, daß ein solches Ich in ihnen eigenster unbeugsamster Wille und den ganzen Menschen beherrschende Kraft war. Ja, so sehr findet der rechte und starke Mensch in ihm seine höchste Befriedigung, daß nichts ihn aufhält und auch der Tod ihm willkommen ist, wenn er durch ihn den Willen des Gesamt-Ichs thun und ihm dienen kann. Ein Mucius Scävola gewann aus dem Willen Roms, das Reich zu retten, den Muth, seines lebenden Leibes Hand langsam im Feuer zu verkohlen; freudig und selbstgewiß starb Huß den Opfertod für Tausende in den Flammen, und jener Augustinermönch, den zu Worms die Macht der Gewaltigen undrohte, sprach ohne Wanken die Worte ihnen entgegen: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“ Dieselbe Kraft endlich finden wir auch als Lehre im Munde aller Religionslehrer und der Weisen ferner und naher Zeiten: die Hingabe an das Allgemeine wird dem Menschen zur

höchsten Pflicht gestaltet und zur Verklärung. So ruft u. A. ein Sittenlehrer, dessen Jubiläum Deutschland so eben gefeiert hat, J. G. Fichte, in sittlich-ernster Begeisterung: „Man muß sein Leben an die Ideen setzen, denn sie gehen auf die Gattung als solche, auf die Menschheit. Man muß sich Selbst in den Ideen vergessen, keinen Genuß suchen noch kennen, als den in ihnen und in der Aufopferung alles andern Lebensgenußes für sie!“

Hier haben wir ein Ich des Menschen, welches auch dem qualvollen Zerreißen des Lebens willig entgegenggeht, und welches das Sinnlich-Persönliche wie einen machtlos sich sträubenden Sklaven mit sich führt zu unwandelbarer Erfüllung seines Willens.

Welch wunderbare Erkenntniß tritt uns hier entgegen, wie ergreifend taucht hier aus den Tiefen unserer Natur die Ahnung empor, daß auch der Tod, der dem persönlichen Ich nur als Würgengel erscheinen will, eine Forderung und Befriedigung des Selbsts sein könne, und ein Siegel der Herrschaft des in uns eingeborenen göttlichen Wesens, welcher wir durch rechtes irdisches Leben entgegenreisen!

Und Alles, was uns auf natürliche Weise bewegt
und trägt zu diesem Himmelszuge, nennen wir, und
fassen es in das eine Wort zusammen, Liebe! Starke,
treue, vollkommene Hingabe an Mensch und Mensch-
heit ist das wundererschaffende Räthsel dieses Ichs,
das zu seiner himmlischen Herrlichkeit hinaufsteigt;
seine Sehnsucht, seine Kraft ist es, die Liebesopfer
und die Selbsttod wird!

Der Phönix Ich stürzt sich in Opferflammen,
Dahin ihn Lieb' zu Mensch und Menschheit zieht —
Sie schlagen leuchtend über ihm zusammen;
Doch sie verzehren nur, was selbstlich glüht!
Und jeglichen Liebesopfers Brand
Erschafft ihm ein neu und ein reiner Gewand,
Verjüngt ihn zu allmenschlicherem Triebe.
O so erfaß' mich ganz mit deiner Kraft,
Die aus dem kleinen Ich den Gott erschafft,
Du Todesengel, süße, heil'ge Liebe!

8.

Aber noch müssen wir uns fragen: wenn dieses
Gesamt-Ich im Einzelnen das wahre reine Selbst

ist, was denn ist jenes unbewußte Selbst, in dem wir geboren wurden?

Und hier erinnern wir uns, daß wir in dem Säugling das reine noch unverstörte Bild der Menschheit fanden, dessen Selbstsucht in Unschuld das Gute wirkte, daß uns ja die Kindheit überhaupt als das Alter der Unschuld des Paradieses erscheint, das Kind selbst aber, zum Zeugnisse darüber, aus welcher Quelle es sei, als ein Gemeingut der Menschheit empfunden wird. In der That ein Kind scheint Jedem zu gehören, der mit ihm zu schaffen hat; nicht nur die Amme, die es nährt, die Magd, die es trägt oder führt, ja der erniedrigte unterdrückte Negerflave selbst, nicht nur sie lieben das anvertraute Kind bald als ein eigenes Gut und oft mit mütterlicher Leidenschaft, sondern auch der flüchtige Fremde streckt wohl wie ein alter Bekannter lachend und scherzend dem unbekannten Kinde die Arme entgegen, wenn es ihm naht, oder wenn es gilt, seiner Unbehülfslichkeit einen Dienst zu thun. Ein Kind, ausgesetzt auf der Schwelle des sorgenvollen Handwerkers oder hülflos gefunden auf blutigem Schlachtfeld, macht leicht das

mürrische Alter und die sorglosen Kriegersleute in gleicher Weise zu selbstvergessenen sorgenden Müttern, und oft wohl sucht ein Weib, dessen Schooß verschlossen blieb, mit Inbrunst sich ein Kind ihrer Wahl, daß sie es liebe. Denn die Mutterliebe ist nicht eine Frucht der Sinne, sondern ist eine sehnende Empfindung der Einheit, welche nicht im trennenden Leibe, sondern im einenden Geiste wohnt; und dieser Geist der Einheit ist aller Menschen Gut, ist Geist der Menschheit. „Auf Sieben nun doch schon Eines wieder!“ läßt unser Lessing den Juden Nathan rufen über das Christenkind, welches ihm gebracht wird, während er die eigenen, von Christen gemordeten, Kinder beweint. Und wer, wann er ein Kind an die Brust drückte, empfand nicht in ihm ein Heiliges und Heilendes für seine Seele —: dieses Heil aber, das er liebt im Kinde, es ist das Gute, Reine, Unverstörte seines eigenen Wesens!

Wir Alle nun bringen diesen heimischen Einflang der Menschheit noch mit uns in das Leben; er ist unser erstes Wesen, denn aus ihm werden wir geboren. Sein allmähliges Abnehmen aber, sein

Scheiden und Schwinden in die ringende Einzelwelt des Bewußtseins können wir verfolgen, wie im All das Sinken des Sternenlichts unter dem Einzellichte der Sonne. — Und so ist es uns denn gewiß, daß wir nicht erst mit unserer rechten Entwicklung in ein Allgemeinwesen der Menschheit nur hineinwachsen, sondern daß dieses Allgemeinwesen, die Menschheitsseele, auch von Anfang her unser Selbst war, aus welchem das persönliche Ich gleich einem unterirdischen Keime emporwuchs und sichtbar wachsend unter den Augen der Menschen sich ausbreitete. In seiner Abgeschlossenheit erwächst es gleichsam zum Knospenzustande erst; dann, völlig in's Leben gebildet, erschließt es sich, giebt sich hin an die Welt, tauscht sich aus mit dem Allleben der Erde und des Himmels, und entwandelt hiemit sich, gleich wie zu einem Fruchtzustande, zu einem unpersönlichen Wesen des Geistes.

Seele der Menschheit sind wir, soviel wir nicht das Fühlen der Persönlichkeit haben, Geist der Menschheit werden wir, soviel wir das Wissen der Persönlichkeit verlieren — das ist unser Lebensgang!

Die kurze Zeitspanne aber zwischen beiden, der schwankende, immer flüssige, wechselnde Uebergangszustand von Seele zu Geist, dies nur ist unser persönliches „Ich“ — und gerade dieses Ich, das fast keine andere Empfehlung zu haben scheint, als daß es freilich uns das Nächste ist, hielten wir für so wichtig, für so unschätzbar und unvergänglich, daß wir ihm einen Ort im Himmel suchten, es aufzubewahren, und in eine Ewigkeit es setzten, darin es wie ein gestorbenes organisches Gebilde in einem schützenden Medium unverweslich sein sollte! Das Wesen unsers Uebergangs und unserer Uneinigkeit ist es also, das wir mit all seinen Theilen und Bestandtheilen, seinen Empfindungen und Gedanken, seiner Gegenwart und Vergangenheit unangetastet wollten fortdauern lassen. Wie wenig ähnt dies nach dem Leben der Natur und nach den Gesetzen der Vernunft, den Grundmächten unsers Daseins — wie sehr dagegen ähnt es nach Eigenliebe und Gewaltthamkeit eben jenes emporgedrungenen Ichs, das sich Selbst das Nächste ist!

Doch verfolgen wir zunächst mit Aufmerksamkeit

die gegebene Spur durch die volle Entwicklung des Lebens, ehe wir in solcher Einsicht uns sicher dünken; fassen wir die Entwandelung des Menschen zwischen Geburt und Tod übersichtlich noch einmal in's Auge, damit wir uns in dem entstandenen Gedankengange wohl umsehen mögen. Zuvor aber mag es nicht unnütz sein, auf das scheinbare geistige Doppelwesen des Menschen, das persönliche und das unpersönliche, einen prüfenden Blick zu werfen.

„Je länger ich lebe“, schrieb ein kürzlich verstorbener Gelehrter an einen Freund, „um so besser lerne ich die Menschen verstehen und mich in sie versetzen.“ Diese einfache Bemerkung will ich dem Ausspruche Goethe's entgegensetzen, daß bei einem Streite Niemand vom Gegner lerne, und Jeder in seiner eignen Meinung bestärkt nach Hause gehe. Denn so gewiß und nothwendig jene Selbstbeobachtung Friedrich v. Raumer's in jedem reisenden Menschen sich wiederholt, eben so nothwendig wird der Ausspruch Goethe's zur Erfahrung auch eines reichen Geistes werden in allen Augenblicken, in welchen dieser, von der Macht des Persönlichen ge-

fangen und geblendet, leidenschaftlich die Schranken des Ichs um sich aufbaut. Der persönliche Eigennuß des Streitenden, Ehrgeiz, Selbstgefälligkeit, Leidenschaft, Sympathie und Antipathie, alle um Hülfsmittel nicht verlegene Selbstsucht erzeugt leicht ein dauerndes Mißhören des Gegners bei eifrigem Sichselbsthören und Sichselbstwollen, und somit gleichsam ein Alleinsprechen Beider, welches nur dem Sprechenden nützt, nicht der Erkenntniß der Wahrheit. Dieses ist selbstredend eine Kampfesweise, bei welcher ein gemeinsames Bewußtsein nicht zu Stande kommen, die Einzelüberzeugung daher leicht unangestastet bleiben kann; es ist ein Ringen für die Kraft und Ehre der Kämpfer, nicht aber für ihre Einsicht, so daß wohl Beide zuletzt mit Siegeskränzen der Eigenliebe, doch nicht der Erkenntniß, geschmückt, vom Streite heimkehren mögen. Solche Erfahrung ist dann nicht ein Zeugniß für die Unmacht oder gar für die Nichtexistenz eines unpersönlichen Erkenntnißgeistes, sondern ein Zeugniß nur für die Uebermacht des persönlichen Ichs in den Streitenden.

In gleicher Weise wird öfters das Bewußtsein

selbst der größten Männer so sehr von Ichbefangenheit umdunkelt, daß es bis zu mystischem Kultus der eigenen Persönlichkeit gelangt — einem Kultus übrigens, der im Kleinen nichts Anderes ist, als jener im Großen als Religionsmythus hervorgetretene Kultus, der die Persönlichkeit dem Himmel heiligt und sie verklärt in die Ewigkeit setzt. In gleicher Weise endlich, um auch das Allgemeinste zu berühren, findet der Aberglaube eine offene oder heimliche Stätte in aller Menschenwelt, weil die Befangenheit im Persönlichen viel öfter das Gewollte, Gehoffte oder Gefürchtete in den Erscheinungen bewußt aufsaßt, als er das Nichtgesuchte beachtet oder als er das wirklich Geschehende nüchtern und ehrlich sich gesteht und zu Bewußtsein kommen läßt. Aber all dies beweist nicht, daß die Erkenntniß des Menschen sich aus dem Persönlichen nicht zu erheben vermöge, sondern vielmehr, daß sie es steigend und nur in wechselndem Grade thue, und daß, wenn die Erkenntniß des Menschen auch einem Auge gleicht, das durch ein gefärbtes Glas blickt, die immer wechselnden Farbenschaten selbst der stets sich entwickel-

den Persönlichkeit und zumal ihr Verschmelzen und Austausch mit andern Persönlichkeiten dennoch einen Reichthum der Erkenntniß heranbilden, welcher bis zum Selbsturtheile über das eigene gefärbte Licht und somit bis zur Freiheit von ihm, das ist zu allmenschlicher objektiver „Wahrheit“, sich erheben kann.

Diese Einnicht wird uns zu gleicher Zeit davon abhalten, aus dem Scheine eines doppelten und widersprechenden Ichs auf wahre wesentliche Zweifelhait des geistigen Wesens schließen zu wollen; auch die Blüthe, welche die Frucht bereitet und ansetzt, ist kein getheiltes Wesen, sondern ein einiger Trieb der Entwicklung. Solchem Scheine aber müssen wir überall begegnen, wo wir das Selbst zwischen Persönlichkeit und Unpersönlichkeit gleichsam getheilt und schwankend finden, weil es im inneren Kampfe des Werdens begriffen ist.

9.

Auf das Borige gestützt gehen wir nunmehr davon aus, daß wir nicht nur als Einzelwesen, sondern als Seele der Menschheit geboren werden. Freilich ist unsere Geburt nicht, daß wir einzig als solche Seele zu Tage treten, sondern daß in die Allseele eingeboren wurde ein Keim der Erkenntniß, das Sonder-Ich, welches die durch solchen Keim neuen Lebens innerlich ergriffene Seele zu seinem eigenen, das ist zu einem persönlichen, Wesen gestaltet. In der That wie ein Trieb innerer Umsetzung und Neuerschaffung durchdringt die Erkenntniß von den leisesten Anfängen her wachsend die Seele, und entreißt uns der Alleinheit, dem Frieden des Seelenwesens, zu einer Selbstbehauptung und Ausbreitung des Persönlichen gegen das Persönliche, aber auch der Person gewordenen Menschheit gegen alle andere Natur . . . in Allem zu dem Kampfe — der Aufgabe — des Lebens; in der Arbeit der Erkenntniß beruht all unsere Entfaltung, so Kraft wie Schwäche, Lust wie Leid, Heil wie Verdammniß.

In dem Maaße nun, in welchem der Erkenntnißtrieb noch unentwickelt ist, bleibt auch die Seele allmenschlich, und trägt noch in ihrer natürlichen Unschuld die Spuren des Paradieses — eines Jenseits der Vollkommenheit, das durch Erkenntniß schwindet; das Wachsen und Ausbreiten der Erkenntniß dagegen findet nothwendig im Irthume statt, weil sie (wie alles Naturwesen) in der Art eines Theiles oder Antheiles entsteht in der Seele, und erst allmählig aus Zerstreuung und Gegensätzen in ihre Kraft und ihre Einheit zusammenwächst. Beobachtet man ein Kind, so findet man leicht, daß keineswegs ein bewußtes fertiges oder zusammengefaßtes Ich der Erkenntniß in ihm ist, sondern vielmehr ein höchst zerstreutes, gelegentliches und dem Wachsthume unterworfenenes Erkennen; daß nämlich nur die natürlichen Instinkte und Reigungen, Triebe und Kräfte der Seele, bei einer gewissen Entwicklungsstufe hie und da aufwachend sich ihres Handelns, sich ihrer Fähigkeit und Kraft bewußt werden, und nunmehr mit Willen, d. h. willführlich und selbstherrlich handeln oder zu handeln

versuchen. Da diese Erkenntnisse aber zunächst nur sich selbst, d. h. den einzelnen Trieb sehen, so wollen sie auch zunächst ungescheut nur diesen ihren, nämlich des Einzeltriebes, Willen thun, seine Kraft üben, sein Begehrt stillen, und eben hiedurch werden sie nothwendig das Heil des Ganzen verletzen, welches in einem Gleichgewichte und gegenseitig beschränkenden Einklange aller Triebe besteht. Dies nun ist der Irrthum oder die „Sünde“, welche den Menschen aus dem Paradiese treibt; denn alle Sünde ist Verletzung der Seeleneinheit und nur darum eben Sünde. Auch die Menschen sind in ähnlicher Weise selbst wiederum einzelne unvollkommene Erkenntnißtriebe in der Seele der Menschheit, auch sie wachsen erst in eine Einheit der Menschheit zusammen, und wie sehr daher auch das Ich in einem Menschen sich sammle, aus Sünde und Irrthum kann keines heraus, und keines zur Vollkommenheit, denn es ist ein Einzelnes.

Je weniger nun die wachsende Macht dieser Einzeltriebe einem Widerstande begegnet, oder Schranken findet, um so feindlicher dem Ganzen wird sie gele-

Dulk, Tod des Bewußtseins.

gentlich und nothwendig ausarten, von der Verzer-
rung der Seele an bis zur Selbstzerstörung. Und
in den Zeiten der ersten Kindheit des Menschenges-
schlechtes, da der wachsende Trieb nur sich selbst zum
Leiter hatte, ohne Erfahrung, ohne Mäßigung, ohne
reifende Einheit, mochten freilich aus solcher Selbst-
sucht unmenschliche und ungeheuerliche Auswüchse
der Menschheit entstehen, welche wohl dem göttlichen
Einheitsgesetze des großen Erdlebens, unzweifelhaft
aber dem eigenen Einheitsgesetze der Menschheit zum
Opfer fielen; denn solche Auswüchse vertilgt dieses
Lebensgesetz bis auf den heutigen Tag durch ihre
Folgen selber, durch den Vernichtungskrieg
der Triebe gegen einander. Unaufhaltsamer
Unfriede bringt sich selbst um, und hartnäckiges Un-
maaß mißt sich selber den Tod.

Doch heute kämpft gegen die Verirrungen schon
in ihrem Keime die Erziehung an; der erfahrenere
Menschengeist selbst müht sich, das Unheil der Ver-
wilderung meist schon im Entstehen abzuwenden,
regelt die verirrte Selbstsucht in den Trieben des
Kindes, und auch später in den Leidenschaften des

Erwachsenen noch, durch Lehren der Religion, durch Beispiel, durch Arbeit, Absonderung und heilende Strafe; aber Marter und Hinrichtung sind noch Ueberreste zäher Leidenschaft, roher Selbsthülfe, erkenntnißarmer Naturgewalt.

Um alle Sünde, d. i. alle Verirrung der Triebe zu vermeiden, müßte nothwendig das ganze Menschenwesen, während es erwächst, schon von vollkommener Erkenntniß durchdrungen sein; des Menschen Wachsthum aber ist eigen ein Wachsthum der Erkenntniß. Aus den bewußtwerdenden Seelentrieben entsteht ihm Erkenntniß und mehret sich, aber ein eigentliches Ich der Erkenntniß, die ganze Person vertretend, ist je weiter zum Anfange zurück um so weniger vorhanden, es erscheint erst, wann alle wesentlichen leitenden Seelenkräfte bewußt geworden und in eine Einheit des Bewußtseins gesammelt sind. Es wächst allmählig im Kinde heran unter unsern Augen durch jeden Zuwachs der Selbstständigkeit des Kindes; es gewinnt gleichsam einen äußeren Kreis der Einheit, wann das Kind gehen und stehen lernt, d. h. wann ihm die Kraft

erwächst, alle seine Glieder nach einem Willen zu richten, anstatt daß sonst vielfache Willen sich in den vielfachen Gliedmaassen geltend machten; und gewinnt einen inneren Kreis der Einheit, wann das Kind das „Ich“ begreifen, d. h. sich als ein Ganzes der Außenwelt gegenübersehen lernt. Völlig persönlich aber, wahrhaft in die Welt geboren, wird das Erkenntniß-Ich erst in jener Entwicklungsperiode, in welcher der Mensch bis zur Fähigkeit und Kraft der Wiedererzeugung des eigenen Wesens reift. Mit dieser Entwicklung erst geschieht es, daß seine Erkenntnisse zu geschlossener Selbstständigkeit eines Selbstbewußtseins zusammenwachsen und daß seine Selbstleitung möglich und zugleich verlangt wird. Denn nun werden alle jene Interessen, die ihm Erziehung aneignen wollte: Gesetz und Maas, Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Vernunft, nunmehr erst werden sie ihm eigenes Interesse, werden sein Wille, seine That und — seine Selbstbeherrschung.

Das Wachsthum des Ichs erstirbt jedoch hiemit nicht, sondern dringt stetig wenn auch leise weiter in die Höhen und Tiefen des Seelenlebens, solange

dieses, und in dem Maaße, als es lebendig ist, denn sein Trieb ist: die ganze Seele mit Erkenntniß zu durchdringen, und selbstbewußter, selbstherrschender wird der Mensch mit der Reife seines Lebens.

Aber wie kräftig das Ich auch erstehet, immer wird es — und gar in seinem Hervorbrechen schon — selber von einem Triebe des Gegensatzes wie von einem Verwandlungs- oder Todes-Reize erfaßt, von der Sehnsucht nämlich, die kaum bewußt gewordene Existenz hinzugeben, ihr Reich zu verweben, zu verschmelzen, und auszutauschen mit andern Eigenreichen der Natur und der Persönlichkeit; und diesen Trieb haben wir als eine Rückkehr in die ursprüngliche Einheit und Allheit seines Wesens begriffen. Auch muß es völlig natürlich erscheinen, daß der Mensch in dem Augenblicke, in welchem er als Ich selbstbewußt wird, sich seiner Vereinzelung sogleich bewußt wird, nämlich der durch die Geburt seines Eigen-Ichs geschehenen Lostrennung aus dem All der Menschheit, zu dem nun tausend Sehnsuchtsregungen ihn bewußt zurückgeleiten wollen.

Nun überträgt er sofort durch Beobachtung und Hingabe in Arbeit sein Ich in das Naturdasein, in Stein, Pflanze und Thier, in Erdball und Sternenwelt, deren Wesen nun in ihm wissend wird durch Erfahrung; vor Allem aber überträgt er es in die Menschen, an die er sein Herz hängt, und schöpft ihr Bewußtsein in sich nach der Fülle seines Triebes. In je weitere und tiefere Kreise seiner Welt dann sein Bewußtsein sich versenkt, um so mehr wird es weiterer Kreise Licht, Kraft und Wahrheit, oder Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit in menschlichem Austausch; denn der Zusammenhang der Gesetze wird eine Lebensmacht in ihm, und die Schranken fallen, welche die Selbstsucht des „natürlichen“ Ichs auf den engsten Kreis des Persönlichen beschränkten und das Ich gleichgültig machten für Recht und Gesetz aller Außenwelt. Eben darum aber entfremdet sich auch das Ich mit dieser Reise wachsend von sich selber, und geht seinem Tode entgegen.

Wiederum also ist es ein unzweideutiger Naturtrieb, der das Ich, kaum geboren, aus seiner Ver-

einzelung wie aus einem Gefängnisse treibt, und den Weg einer Vervollkommenung und Freiheit suchen läßt, welche den Tod seiner Lebenskraft, der Selbstsucht, herbeiführen muß.

In der Wirklichkeit wird nun freilich, wie wir sehen, das Hingeben des Ichs an Mensch und Natur nicht zur vollen That der Wahrheit; das Ich bleibt vielmehr dem oberflächlichen Scheine nach unverändert, und wächst unter diesen Lebensregungen empor. Daher geschieht es denn wohl, daß dieses Ich, sein Bleiben und Wachsen merkend, oft schnell ein eigenes hochmüthiges Vertrauen zu seiner Kraft gewinnt, einen Uebermuth der Herrlichkeit anzieht, und sich für den Mittelpunkt hält, an den das Geschaffene, ja Himmel und Erde gefesselt sei. Dann vergißt es bald Schwäche und Beschränktheit, Demuth und Armuth, und vermißt sich, durch seinen Hunger und seinen Durst vielmehr selbst ein Herr der Welt zu werden. Es denkt auf Bereicherung und Gewalt, setzt sich dem andern Ich als sein natürlicher Feind und Nebenbuhler entgegen, sein Streben wird Unterjochung, seine Liebe wird Raub

— es wendet sich zurück zu der ganzen Rücksichtslosigkeit und Kraft des „natürlichen“ Ichs, doch mit vergeisteten Sinnen, mit erhöhten Mitteln; und in starrer Regsamkeit verschlingt es von der Welt, soviel es vermag.

Allein auch diese Regung wird in der Wirklichkeit nicht zur vollen That. Das andere Selbst in Menschheit und Natur beharrt dennoch auf seinen eigenen Gesetzen, so sehr auch das herrische Ich es sich aneigne; dieses vielmehr nimmt seinerseits unabänderlich auch die Wirkungen des Wesens, das es in sich zog, in sich auf, und folgt also im Starrsten Gehorsam gegen das eigene Gesetz dennoch auch dem Gesetze des Fremden.

Somit bleibt denn volle That und Wahrheit nur dies, daß alles Hingeben gleichwie alles Erobern und Geltendmachen des Ichs eine Mischung und Vereinigung desselben mit den Wesen der Welt sei, und daß unaussbleiblich durch den Proceß der Gegensätze von Geben und Nehmen, in denen das Leben ist, das persönliche Ich verändert, verwandelt werde zu einem neuen Wesen, zu einer Sammlung

der Schöpfung durch die Arbeit des Lebens. Kein Mensch vermag dem Austausche des Ichs und der Selbstverwandlung sich zu entziehen, ein Jeder nimmt je nach Thätigkeit, Beruf und Ziel einen Antheil in sich auf von der Natur und dem Gesetze derjenigen Wesen, denen er seine Kraft zuwendet, oder die seine Welt bilden.

Und so finden wir denn die allmähliche Selbstverwandlung des Ichs als eine Nothwendigkeit seines Lebens gegeben, als ein organisches Gesetz seines Wachsthums und seiner Nahrung selber. Wie im ersten vollen Hervorbrechen, so bedarf es in jeder Entwicklungsstufe, im Maasse immer seines Lebens, des Austausches mit der Welt, und der Mensch lebt nicht vom Brode allein; dieser Austausch aber, dieses Hineinleben in die Welt macht das persönliche Ich stets allpersönlicher oder unpersönlicher, macht den Sondergeist immer verschwindender in den Allgeist der Menschheit. So haben wir denn Ausgangspunkt und Ende des Persönlichen vor uns; und sehen beide verhüllt in das große gemeinsame Wesen, das wir Menschheit nennen, von dem

wir Leib und Geist haben, und das wohl selber, wie wir in ihm leben, also in der Schöpfung der himmlischen Welten leben muß, da wir als Menschen nicht nur die Menschheit, sondern auch als Menschheit die Welt erkennen.

10.

Sind wir denn mit dieser Erkenntniß noch wahrhaft die Geschöpfe des Ihs, und nicht vielmehr die Geschöpfe der Menschheit — in welchen nur das schwankende, auftauchende und wieder schwindende, Licht des Bewußtseins das Vergängliche, Irdische ist, das Unvergängliche, das Bleibende dagegen die Menschheit ist?

Persönliches Bewußtsein ist der Erkenntnißgeist, in dem wir zum Lebensgange erwachen aus jenem Gemeingefühle, welches wir mit der Thierheit theilen; gering ist dieses Erwachen anfangs, unvollkommen bleibt es auch zuletzt, langsam immer schreitet

es fort und die Hälfte des Lebens, die Nacht, bleibt ihm vorweg entnommen —: alles Unerwachte dagegen gehört nicht ihm, sondern dem Gegner, den es bekämpft, dem Unbewußtsein, d. i. dem unpersönlichen Gemeingefühle. Nun aber finden wir, daß auch dieses Ich, der persönliche Erkenntnißgeist, selber umgebildet werde auf dem natürlichen Wege des gemeinsamen Menschenlebens in allmenschlichen unpersönlichen Erkenntnißgeist! Wurde es ferner aus den einfachsten Lebenserscheinungen bereits klar, daß das Ich nur ein Theil, zumal in Anfang und Ende ein verschwindend kleiner Theil, unsers Wesens sei, und aus der Menschheit komme, in die Menschheit vergehe: so müssen wir nun auch zweifellos erkennen, daß es selbst in seiner vollen Kraft und Entwicklung niemals von dem allgemeinen Menschheitswesen scheidet, daß es in jedem Augenblicke mitten in ihm lebt, webt und ist, und nur dadurch überhaupt lebendig ist, daß es fortwährend aus ihm schöpft und fortwährend in dasselbe sein höchstes Erregenes hingiebt.

Jeder Mensch, wie hoch sein Bewußtsein steige,

bewahrt dennoch unbewußte Seele in sich, und in jedem Menschen, wie wenig er gewohnt sei darauf zu achten, ist zugleich auch unbewußter Geist lebendig: Aus der Tiefe des Unbewußtseins erhebt sich ja überhaupt und erschafft sich allmählig erst als Formen- oder Oberflächen-Leben alles das, was wir Bewußtsein nennen; es beginnt die Organe der Seele zu durchdringen, und wächst, nicht nur im Leben des Einzelnen, sondern augenscheinlich von Generation zu Generation auch, fort als Erweiterung des Bewußtseins, in Empfindung sowohl, die sein erstes niedrigstes Wesen, als auch in Erkenntniß, die sein höchstes Wesen ist. Wie sehr jedoch Empfindung und Erkenntniß gewachsen seien von der Kindheit bis zur Reife, und von den frühen Völkern der Kindheit bis zu den geißbewußten Völkern der geoffenbarten Religionen: wir wissen doch Alle, wie groß die Macht des Unbewußten noch in uns ist; wie aus unserm ganzen Selbst das Bewußtsein noch verschwinden kann, und schwindet in Schlaf der Erschöpfung, und wie es auch in seinem Wachen von den Organen des Seelenleibes erst die

äußeren zumeist mit seinem Selbstlichte durchdrungen hält, wie aber die tieferen inneren fast gänzlich noch dem wirkenden Bewußtsein entrückt sind und seinem Willen unzugänglich bleiben.

Das wachende Bewußtsein endlich selber verliert sich auf der Höhe seines Wachens in unpersönliches Gemeingefühl des Geistes, gleichwie es auf den untersten Stufen des Wachens erst hervorkeimte aus unpersönlichem Gemeingefühl der Seele; denn es verliert sich selbst in dem inneren Sturme der Begeisterung und in der Entzückung.

Unzweideutig überhaupt, nicht als Ausnahme nur, sondern als Regel, nehmen wir die Spuren eines solchen unbewußten Geisteslebens wahr in uns, aus dem Schläfe des Bewußtseins herüber als Traum, im Wachen als ungewußtes, von dem Willen des Bewußtseins unabhängiges, Denken. Oft scheint aus dem breiten, still innen freisenden, Ströme der Gedanken das Bewußtsein nur anschießend wie ein Kry stall aus seiner Lösung sich zu bilden; und oft bringt es erwachend Gedanken zu Tage, die es nicht gesucht hatte, das Gesuchte

aber wiederum wächst unbewußt und unmerkbar fort, bis es wohl plötzlich — Dichter zumal und Denker erfahren es — als ein Gestaltetes oder Gefundenes unvermuthet zu Tage tritt. Nicht minder kann der unbewußte Geist plötzlich als That hervorspringend ohne Willkühr und Ueberlegung, in Fleisch und Blut gleichsam, uns handelnd überraschen. Auch die wunderbare Berechnung ungeheurer Zahlen, wie durch Intuition, durch innere Anschauung, mag nur ein Belauschen des unpersönlichen Geisteslebens sein; und wer von uns erfährt es nicht, daß erst ein Zusammentreffen der unbewußten Geistessthätigkeit mit der bewußten uns „den rechten Geist“ oder „den rechten Augenblick“ bringt, um unser Bestes zu leisten?

Es ist offenbar, nicht dem Ich nur gehören wir an, sondern das Leben der Menschheit leben wir; und das Ichbewußtsein, ein Theilleben unsers Organismus, fern davon für die Ewigkeit bestimmt zu sein, ist nur ein Uebergangsmoment, ein Knospen- und Entwicklungs-Zustand der Menschheit. Durch das Ichbewußtsein schöpft, durch

seine Thätigkeit sammelt sich der Geist, aber es schwindet und unterliegt in aller Fortentwicklung sichtbar gegen den allpersönlichen Menschheitsgeist. Unser wahres Selbst ist es nicht, weil, je mehr es sich aufgibt an den Geist, je mehr es Sammbewußtsein aus Einzelbewußtsein wird, unser Wesen um so vollkommener wird, und erst wann es ganz verlöscht, das Vergängliche und das Unvollkommene in uns erlöscht. Das Wesen aber, welches die Seele und den Geist hat, in denen unsere Ewigkeit ist, dieses Wesen ist die Menschheit.

11.

Welch ein Wunder nun scheint es und wie wird es faßbar, daß der Mensch die Menschheit sei in einer Einzelform und in einem vergänglichen Augenblicke des Seins, und doch das Unvergängliche in sich trage, oder daß das vielgestaltige Menschengeschlecht ein einziges Wesen nur, ein Organismus

in Wahrheit sei? — Ein Wunder scheint uns freilich alles Natürliche, das wir noch nicht erlebt hatten, oder noch nicht sattfam erfahren und reichlich gewöhnt haben; und dies ist in der That der ganze Unterschied der geschehenden — freilich nicht auch der eingebildeten — Wunder von jenem „Natürlichen“, das wir begreiflich oder begriffen und Naturgesetz nennen. Denn auch das Athmen ist ein Wunder, das Denken ist ein Räthsel und das Sein ist ein Abgrund von Dunkelheit — nur haben wir uns an das Athmen, Denken und Sein von jeher so gewöhnt, daß wir es „natürlich“ finden, und eben dieses ist offenbar:

Der Wunder größtes, daß die wahren Wunder
Alltäglich scheinen, ja so einfach sind,
Daß wir sie Selber mühelos vollziehen.

Wahrhaft begreifen kann nur, wer Alles begreift; unser Begreifen aber ist ein Erfahren, das wir in eine Einheit sammeln. Von wahren Wundern sind wir daher allwärts umgeben und so wahrhaft eingehüllt, daß wir der oft gepredigten eingebildeten Wunder — die sonderbarer Weise den Schöpfer

grade dadurch am meisten verherrlichen sollen, daß sie gegen die Natur und gegen die Vernunft sind — uns wohl begeben könnten.

Das Wunder des Menschheitslebens aber ist ein offenkundiges, tagtäglich sich selbst beweisendes, und seinesgleichen geht durch die ganze Schöpfung. Denn wie auch im Theile das Gesetz des Ganzen sich abspiegelt, und wie dieses Gesetz die Ähnlichkeit und Gemeinsamkeit der Theile selbst ist: so findet sich auch die wunderbare Art des menschlichen Gemeinwesens nicht allein in den organischen Lebenskreisen der Pflanzenwelt und der Thierwelt, sondern durch die ganze Schöpfung verbreitet — zum Zeugnisse, daß wir mit unserm Lebensgesetze nicht Fremdlinge und Gäste, sondern der Kern des Erdlebens und Naturwesen seien.

Regt und gestaltet sich nicht auch das Leben des Meeres in strömenden Fluthen und in rollenden Wogen, welche nur Formen oder Theile des Meeres und doch zugleich Wesen des Ganzen sind? Wie das Ich in der Menschheit geboren wird, so taucht auch die Welle aus der Erregung des Meeres auf, taucht, Tod des Bewußtseins.

sendfach und vergänglich; die Wellen kämpfen mit einander oder mit den Küsten des Meeres, und lösen einander ab in ihrer Arbeit — wie die Menschen. Eine jede aber ist mit eigener Form gestaltet und mit verschiedener Kraft begabt, eine jede vollbringt ihren Lauf getrennt von den andern, als Einzelwesen, es sei denn, daß sie einander überfluthend, sich vermischen und mehr oder minder Eins werden. Und obwohl sie ein besonderes, gleichsam persönlich gewordenes Meerwesen ist, so trennt die Welle sich doch niemals vom Meere, sondern bleibt in ihm; verlasse sie es aber, so müßte sie sterben. Wohin endlich die Woge auch gehe im Meere, in jedem Augenblicke ihres Daseins fließt das Meer in sie zu, und fließt sie selbst in das Meer ab; aber in all solchem Austausche bleibt sie und lebt, bis ihr Lauf vollendet ist — dann sinkt sie zurück und ist verschollen, ist aufgelöst wiederum in dem Allgemeinen. Ist dieses Alles nicht ein Gleichniß auch des Menschen in seiner Menschheit?

Wie die Welle nur ihre Schwester, die Welle, sieht und nicht das Meer, so sieht auch der Mensch

nur den einzelnen Menschen, nicht die Menschheit selber. Und diese Welle, obwohl sie bewegtes Meer ist, aus dem Meere entsteht und in das Meer versinkt: weiß sie oder hat sie alle Geheimnisse des Meeres? Wie ferne ist sie vielmehr — ganz wie das Oberflächenwesen unserß Bewußtseins, das, ohne unser Leben zu unterbrechen, uns verlassen kann — wie ferne ist sie von den Tiefen des Wasserlebens, wohin sie nicht dringt, von dem Reichthume des Meeres, den sie selten zu Tage bringt, von der Bedeutung und Kraft jener großen Gluthen-Einheit, deren Leben sie lebt, jenes Weltwesens, das die Erdfugel zu zwei Dritttheilen einhüllend sein Leben austauscht mit dem Himmel, die Sterne erregt und sich hebt zu ihnen, dem Erdreiche überall sich mittheilt, die Lüfte durchdringt und allwärts mit ihnen sich mischt — um dann wieder in neuen Theilgestalten den Erdball umfliegend als Wolke und Nebel, als Quell, Bach und Strom neu hervorzutreten und neu mitzuwirken im Kreislaufe des Alllebens, zuletzt aber immer zu dem mächtigen Ganzen, das die Erhaltung des Theillebens ist, zurückzukommen! So gar

ferne ist ja auch der Mensch von der Erschöpfung und Durchdringung des großen Naturwesens, das ihn trägt; und die Menschheit selbst, deren Leben er im Getheilten und Unvollkommenen vergänglich lebt, ist wohl nur die Oberfläche eines Naturmeeres im All — ein Leben, das nach ewigen Gesetzen wohl nur in die Tiefen des Weltalls hinabdringt, wenn es, zu Geist entwandelt, zum Himmel strebt und in den Tiefen der Sterne eine Heimath sucht! Und wie groß im Raume, wie alt in der Zeit die Welle auch werden mag, immer wird sie wie ein Spiel des Augenblicks und ein Hauch der Oberfläche verschwinden vor dem Naturwesen, in dessen Schooße sie lebt, vor der ewig neuen und geheimnißvollen Einheit des Meerlebens! Weil sie aber nur das Leben des Meeres wirkte und webte, so hat sie auch keine eigene Unsterblichkeit, sondern zum Meere wieder geworden hat sie das ewige Leben des Meeres. Auch das Bewußtseinsleben der Menschheit, das Ich, wird keine persönliche Unsterblichkeit finden, sondern seine Ewigkeit wird das All-Leben der Menschheit sein!

Die Menschheit ist ja in all ihren Lebensäuße-

rungen so offenbar das lebendige Ganze, durch welches ich bin, darin ich lebe als ihr Theil, ihr Glied, ihr Sproß nur, und das all meines Mangels Erfüllung, all meiner Armuth ausgleichende Vollkommenheit ist! Sie hat meine getrennten Gegensätze in sich vereinigt, wie sie Tag und Nacht zugleich hat; sie hat auch das ewige Leben des Ichs, da zahllos und unablässig in jeder Zeitsekunde Menschenleben in ihr auf- und niedertauchen; die Schwäche, die den Einzelnen überall hemmt und niederdrückt, wird in ihr unermessliche Kraft, und Recht und Wahrheit, in denen der Einzelne irrt, werden in ihr vollkommen. Sie ist das himmlische, dem Allleben gehörende Erdwesen, aus dem ich wahllos stamme, dem ich wahllos eigen bin, so lange ich athme, da auch Alles, was mich herbergt, kleidet, nährt, erhält oder entwickelt, nicht mein einzelpersönliches Werk, sondern ihre Schöpfung, ihre Lebensäußerung ist; da selbst mein Bewußtsein und mein Geist nur auf Bewußtsein und Geist in meinem Ebenbilde, dem anderen Menschen, beruht, die Erkennung des Selbsts auf der Vereinigung, das Denken auf der Ant-

wort; da mit einem Worte all meine Güter und Schätze, meine Mittel und Zwecke in ihr, der Menschheit, ruhen, und aus ihrer Fülle nur mir gegeben werden. Jegliches Streben und jede Erfüllung, Liebe und Ehre, Ruhm und Macht, Genuß und Weisheit, Alles schöpfe ich aus ihrem Vorne, und mein Gott selbst, mit seinem menschlichen Sohne, mit seinen ewig wachenden Sinnen, mit seinen vollkommenen Eigenschaften, einer Alles wissenden Weisheit, einer Alles könnenden Allmacht, einer unbestechlichen Gerechtigkeit und einer unendlichen Liebe, ist ja nur das Bild meines eigenen Wesens in seiner Gesamtvollendung in der Menschheit!

Und obwohl ich die Erkenntniß meines Ichs gegenüber diesem sichtbar-unsichtbaren Weltwesen nicht höher schätzen darf, als sie wohl ein Glied meines Leibes von mir Selbst haben könnte, so merke ich doch an dem wunderbar einigen Zusammenwirken aller Menschheitglieder, der Menschen, der Familien, der Gemeinwesen und Staaten in allen Zeitbildungen, wie offenbar sie alle als organische Glieder eines großen Ganzen entstehen, leben und wieder

vergehen. Sie selbst, die Menschheit, hat offenbar all dieser Gebilde Gleichmaaß und gemeinsames Gesetz, denn, indem sie sie aufbaut aus ihren Einzeltheilen, verbindet und regelt sie Triebe in ihrer Begegnung, schafft oder ergänzt Fähigkeiten, so daß eine Verbindung von Menschen, wo sie irgend dem Natürlichen folgt, alsbald ein selbstlebendes Wesen wird, ein Organismus, der überall nach denselben Gesetzen eigen sich ausbaut, sich selbst erhält und fortlaufend besonderes Leben in Thaten, Gedanken und Sitten gewinnt, ein Abbild der ganzen Menschheit im Kleinen. Die kleineren dieser organischen Sammelgebilde treten unter einander wiederum zu größeren Kreisen zusammen, und werden zu höher gebildeten Gliedern und vollkommneren Abbildern der Menschheit; alle aber tragen Leben und Früchte der Menschheit, während ein einzelner Mensch, das Ich für sich, einer menschlichen Entwicklung überhaupt nicht mächtig ist, sondern, wahrhaft abgelöst von dem Menschengeschlechte, als Kind sein menschliches Wesen verliert und unaufhaltsam in das Thierreich herabsinkt — bei schon entwickeltem

Ich aber machtlos auslebt wie die verirrte verschlagene Welle im Ufersande.

In der Menschheit jedoch vollziehen sich, von Geschichte und Statistik, dem Gedächtnisse der Menschheit, immer heller und unverkennbarer nachgewiesen, jene Entwicklungsvorgänge, welche wir längst als Attribute eines einigen organischen Lebens anzusehen gewohnt sind. Eine fortwährende Selbsterneuerung nach inneren Gesetzen durchbringt und durchbildet sie; Centra des Lebens formen sich und wechseln in ihren Organen, deren jedes seine eigene Aufgabe der Sammlung erfüllt und im Einklange des Ganzen vollendet; allgemeine Bewegungen entstehen, die den ganzen Körper durchdringen oder auf kleinere und größere organische Kreise beschränkt bleiben; ein jedes Einzelgebilde hat seine Entwicklung und Funktion im Ganzen als sein besonderes Leben, aber gebunden unter dem herrschenden Gesetze des Ganzen, dessen Krankheit es wird durch Ueberschreiten seines Kreises, dessen Einklang aber seine eigene vollkommenste Kraft ist. Staaten und Völker sind so zweifellos organische Gebilde, daß sich selbst an

vergeistigten und scheinbar so flüchtigen Organen, wie die Sprache es ist, noch die Art und das Entwicklungsalter des Volksorganismus nachweisen läßt.

Das Gleichgewicht der Geschlechter regelt und erhält sich selbst im großen Ganzen; Geburt und Tod werden in nie irrender Waage gewogen, und der Hang zur Ehe oder zur Ehelosigkeit entsteht nach den Bedürfnissen des Ganzen, während doch der Einzelne nur sich und seinem Bedürfnisse zu leben glaubt. Krankheiten zeigen sich nicht an einzelne Menschen, Völker oder Erdstriche gebunden, sondern auch nach Zeitaltern, das ist nach den Altersstufen der Menschheit, ähnlich wie bei dem einzelnen Menschen je nach den Stufen seines Lebensalters; Heilmittel werden „erfunden“, Nahrungsstoffe tauchen auf, den Entwicklungszuständen des Menschengeschlechtes entsprechend, und herrschen und verschwinden wieder, dem Gedankenlosen ein Spiel des Zufalls; Geistestriebe und Seelenbewegungen endlich, im Großen entstehend, bemächtigen sich des Einzelnen wie eines dienenden Werkzeuges und Mittels zu ihrem Zwecke. Alles nationale Leben

aber, das Entstehen und Vergehen von Staaten, das Aufblühen und Aussterben der Völker, ihre Wanderungen, ihr Herrschen und Dienen, ihr Hassen und Lieben, ihre Geistesart . . . Alles greift harmonisch in einander zur Fortbildung und Entwicklung des Ganzen. Auch der einzelne Mensch, so sehr er aus sich selbst zu sein wähne, bleibt überall unter dem Einflusse und dem Gesetze seiner Zeit; nach seinem Gemeinwesen erweckt, aus seinen Gemeinbedürfnissen bildet und gestaltet ein jedes Zeitalter seine Kinder, seine Persönlichkeiten. — Die ganze große Anzahl also der inneren wunderbaren Funktionen der Gesellschaft, in Regierung und Gesetz, in Religion und Sitte, in Ernährung, Handel und Gewerbe, oder wo immer wir sie berühren mögen, der unaufhörliche Fortbau aller Erkenntniß, Kultur und Wissenschaft aus lauter Einzeltrieben und Einzelbegabungen, die nur ihre Befriedigung zu suchen scheinen, das rechtzeitige Sammeln und Uebertragen endlich des Lebens aus untergehenden in neubereitete Völker oder Gesellschafts-Organen: dies Alles nicht minder, als

der immer bereite Geist der Aufopferung, mit dem der Einzelne Arbeit und Gut und Leben hingiebt für das Ganze, lehrt es uns überzeugend, daß nicht nur im Bienenstocke und im Ameisenhaufen das unsichtbare Leben eines Gesammtorganismus zu suchen sei, sondern unendlich erhöhten Grades in der Menschheit selbst, dem höchsten Erdwesen, in den Thaten und willkührlichen gleichwie unwillkührlichen Lebensäußerungen aller Menschen!

Aber noch ist des Bewußtseins Erkenntniß von diesem einigen Gesammtleben freilich eine schwache, und nur darum bilden sich die Zweige noch ein, selbständig Blüthen zu treiben, und die Bogen ein, durch ihre eigene Kraft daher zu rollen. In der That ist auch erst mit Christus dieses Einheitsbewußtsein der Menschheit durchgebrochen, mit Christus, welcher lehrte: wir Alle seien „Glieder an Einem vollkommenen Leibe“, und unser Ziel sei: „Eins zu werden in Einem Geiste!“

12.

Aus der unverstörten Entwicklung der natürlichen Liebe zunächst war uns die Erkenntniß des mehr und mehr unpersönlichen Geistes hervorgegangen, indem wir ihn entstehen und wachsen sahen durch das natürliche Leben der Triebe unter der Macht der Einheit, durch Sichselbstgenügen unter fortwährender Bezwingung der ausschweifenden Einzelkraft.

Dann haben wir denselben Geist auch weiter in aller Lebensentwicklung, in aller Bereicherung und Erweiterung des Ichbewußtseins gefunden, und ihn endlich als das Gemeinleben der Menschheit selbst in uns begriffen. Durch seine Entfaltung werden wir wachsend fähig, geistig unmittelbar der Menschheit anzugehören, gleichwie wir ihr leiblich unmittelbar von Natur aus angehörten durch Unerwachtes.

Ganz ebenso freilich wie dieses Letztere wesentlich eine Vergangenheit war, da unsere Geburt selbst das Auftauchen des Persönlichen in der Menschheit ist: ebenso wird auch der aus dem Ich sich empor-

arbeitende Sammegeist im Menschen nur ein Abglanz der Zukunft, eine Ahnung nur des wahren, des Menschheits-Geistes sein können. Aber worauf es uns hier allein ankommt, das ist die Gewißheit der Erkenntniß, daß das Ich fort und fort in einer Weise an sich baue, die es unpersönlicher macht, daß es also unter fortwährendem Neufichgestalten sich selbst hinüberbaue in den Geist, in das himmlische Wesen seines Jenseits.

Wie nun aber — so werden wir uns weiter fragen müssen — wenn das Ich selbst an seinem Tode bauet, wie kann ihm der Tod dennoch ein Unfriede sein, ein Greuel und ein schwerer Kampf, zu dem es sich mühsam rüstet, weil es sein Unterliegen vorausweiß?

Wir haben bereits gesehen, wie die Höhe unserer Todesfurcht nur ein Zeichen der Zeit, ja die Furcht selbst nur eine vorübergehende Begleiterin gewisser Lebensalter der Menschheit ist, und wie natürlich unsere herrschenden Verhältnisse ein kindliches Verstecken des Menschen vor dem Tode herbeiführten. Aber ein Kampf bleibt der Tod freilich

auch dem von der Furcht befreiten Ich, nicht wider die Natur, sondern gemäß der Natur. Denn alles Natürliche ist im Kampfe mit sich selber. Ist das Leben ein Ringen, wie sollte es das Sterben nicht sein? Doch natürliches Sterben ist ausgehender Kampf, ist Ringen zum Frieden.

Auch Mensch sein heißt nur Kämpfer sein. Nur Ruhepunkte des Kampfes sind alle Friedensaugenblicke des Lebens; doch immer auf's Neue erhebt sich der Widerspruch, er ist gleichsam die Nahrung des Lebens, und ohne ihn ist kein Wachsthum. Dieser Widerspruch ist ein Kampf der Gegensätze, ein Ringen zwischen Niederem und Höherem, zwischen Theil und Einheit. Im Menschen ist ja die Menschheit und das Ich zugleich. „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe“; nur ein Keim, den dieser Baum treibt, ist das persönliche Ich. Lebt denn aber solche Kraft des Keimens, die Zweige und Blüthen bildet und des Baumes Krone immer höher treibt, lebt und bildet sie für sich, oder schafft und erfüllt sie nicht vielmehr das Leben des Baumes durch ihr Leben? Auch die

Keime der höchstrebenden Pinie wuchern und treiben unermüdlich, aber dem Baume gehört was sie schaffen, Blüthen und Früchte, Ast und Krone. Sein Wesen bildensie in die Welt und breiten es aus in stolzer Pracht durch die Lüfte; ihm saugen sie vom Himmel herab das athmende Leben, und pflanzen des Baumes Art fort, nicht sich selber; mögen daun auch Blüthen und Früchte, mögen die Zweige abfallen und sterben, der Baum steht aufrecht und wächst gen Himmel, und bringt in neuen Keimen durch den Raum der Zeiten. So wuchert und wirkt wohl das Ich, und meint sich selbst zu leben, aber in Wahrheit lebt in ihm das Wachsthum der Menschheit und in seinen Werken das Werk der Menschheit! Sein Lebenswerk z. B., und zugleich sein höchstes seeliges Leben auch, ist das Erwachen der Seele in Erkenntniß, die Durchdringung also des Wesens mit Bewußtsein: aber dieses Werk, das ihm zugehört, ist so deutlich vielmehr ein Werk der Menschheit, daß der einzelne Mensch, obwohl er ihm lebt, es nicht vollendet, während die Menschheit es fortführt in ununterbrochener Folge

der Generationen und Zeitalter. Denn in Jahrhunderten und Jahrtausenden wird das Menschengeschlecht stetig reifer an Bewußtsein und erhebt sich höher in Erkenntniß, aber in einzelnen Menschen reift das Selbstbewußtsein in eine Höhe des Lebens nur, auf welcher es noch ferne bleibt von seinem Ziele, so daß über dem Stillstande der Bruch des undurchdrungenen Wesens, der Tod, nothwendig wird in doppelter Entwandelung erdwärts und himmelwärts.

Das Ich, als ein Theil lebend, lebt im Ganzen für das Ganze, und trägt Früchte des Ganzen — und so ist es in allen Wesen der Welt. Freilich gehört ein jedes sich selber, aber zugleich gehört es auch dem Ganzen. Daher sein natürlicher Kampf im Ganzen, und daher seine natürliche Hingebung an das Ganze. In Kampf und Hingebung wird alles Leben geboren, in ihnen erhält es sich und wächst, und endet in ihnen. Und dies ist kein Mangel in der Gerechtigkeit und Selbstbefriedigung jedes einzelnen Wesens; denn nicht nur das kämpfende Einzel-Ich ist in seinem Selbst, sondern zugleich das Ganze auch, dessen

Leben es lebt, und sein Tod ist die Selbstbefriedigung dieses Höheren in ihm.

So ist der natürliche Tod ein ausgehender Kampf des Lebens; und weil dieser eintritt ohne daß das Einzel-Ich sich ganz entwandeln kann, sehen wir in allem natürlichen Tode Unvollendetes stehen bleiben und deshalb zerfallen, sehen wir gewaltthätigen Bruch oder Sinken und Verfall natürlicher Schönheit. Bis zum Ufer mag die Welle wogen in stolzer Kräft, dann brandet und zerschellt sie, und um so gewaltsamer, je höher sie sich aufbäumte gegen die Weste des Bodens, die es trägt. Auch Blüthe und Blume sinkt herab aus ihrer Lebensschönheit, ihr Duft schwindet, ihre Pracht erbleicht, denn die Zeit der Frucht ist gekommen. So muß auch das Ich weissen, und muß brechen im Kampfe, da es den fluthenden Lebensboden mehr und mehr verliert, und noch unvollendet den Boden des Alls, den Himmel, berührt. Die Unvollendung ist die wahre Trauer des Todes.

Wenn jedoch der Tod des Bewußtseins, wie aller Tod, ein natürlicher Kampf ist, dem kein
Dulk, Tod des Bewußtseins.

Mensch ganz zu entgehen vermag: so ist gleichwohl Art und Höhe des Kampfes so verschieden, wie das Leben der Menschen selber verschieden ist.

Es ist in aller Entwicklung, und so auch im Sterben des Menschen, ein zwiefaches Gesetz mächtig, das Gesetz des Ganzen und Allgemeinen, und das Gesetz seines besonderen Wesens. Im einzelnen Menschen reist das Ich durch fortwährende Entwandlungen mit der Wiederkehr und Zahl der Lebensjahre; im großen Kreise des Menschenlebens aber reist es mit den Jahrhunderten durch die Wiederkehr und Fülle ungezählter Einzelleben — wie auch Pflanzen durch immer neue Erndten ihren Samen verändern, oder unter Obhut und Pflege ihn veredeln. Gebiert sich aber das Ich sichtbar entbildeter und in immer mehr vergeistigter Art aus der Menschheit, unmächtig anfangs und fast kein Auge noch, mächtig zuletzt und fast ein Allauge: so wird auch seine Entwandlung im Tode des einzelnen Menschen hiedurch bedingt und in Generationen und Jahrtausenden eine verschiedene sein.

Dies ist der Grund, warum im Anfange die

Menschen vom Tode nichts wußten, oder doch ihn hinnahmen mit der Gleichgültigkeit der anderen Ereignisse des Augenblickes und des Naturlebens ohne Furcht und Sorge vor irgendwelchem Gespenstern der Hölle. Das persönliche Ich, kaum sein Leben beginnend, hatte noch nicht das Jenseits, die Unsterblichkeit des menschlichen Wesens entdeckt, hatte noch den Geist, die Lebensfrucht des Ichs, nicht genügend gewonnen oder erfahren, um ihn zu kennen und zu bekennen — wie der einzelne Mensch noch heute in seinen ersten Jahren kein Bewußtsein von Himmel und Hölle hat, sondern erst allmählig durch Erziehung und vorzeitige Erfahrung die Schrecken des Todes ihm Ahnung oder Glaube werden. So sank damals in weiten Generationen gleichsam traumwach noch das Ich, in der Knospenhülle verborgen, ohne Unruhe zurück in das Gemeingefühl, dem es enteimt war. Nach diesen Zeiten unscheinbaren Anfangs aber, da das Ich, Samengeist der Menschen aus sich entbildend, das unsterbliche Wesen dieses Geistes sah, begriff es bald die Armut seines sterblichen Lebens und begehrte selbst

unsterblich zu sein. Nunmehr, in seiner Selbstsucht und seiner Unmacht, handelte es mit dem Instinkte jener Geschöpfe, die, unfähig ihr Geschlecht zur Reife zu brüten, es der zeitigenden Sonne hingeben, oder, ein schwächeres Geschlecht betrogend, ihre Brutkeime in dessen Nest verbergen — es gab seine Brut trügerisch dem unpersönlichen Bewußtsein, dem mehr und mehr erstarkenden Feinde des Ichs zur Pflege hin, zur Belebung: und siehe, dieser Fremdling hat sie ausgebrütet, und nun erst erkennt er Selbst in ihr die Brut seines irdischen Widersachers!

So sehen wir seit dem Erwachen der Staatenbildung, in allen Religionen, das Ich — erst schattenhaft, dann voll und menschlich lebendig — mit all seiner Sinnlichkeit übertragen in das Jenseits zu einer persönlichen Unsterblichkeit, und letztere von jedem Volke ausgeschmückt je nach der Art seines Lebens und seines Landes mit den reichsten Schätzen des Diesseits. Die Einen nöthigen dem Ich die Unsterblichkeit unmittelbar auf mit Harz und Balsam, die Anderen legen ihm in das Grab Stab

und Begekost, Fährgehd oder Brückengeld, Andere geben ihm Waffen, Rosse, Sklaven, ja Weib und Kind mit — Alle verpflanzen den Reichthum, den das Ich vermißt, jenseits in einen Aufenthalt mit ungetrübter Herrlichkeit, als in einen ewig blühenden Garten, oder in einen Saal nie endender Freuden, von denen nur ein übel entwickeltes Ich — der Kranke, der Glende, der Feige — ausgeschlossen wird. Auch das Christenthum that nichts Anderes, als jene Alle, und als der Islam nach ihm that; unser Paul Gerhard singt vom Tode:

„Er reißt unsern Geist
Aus vielen tausend Nöthen,
Schleußt das Thor der bittern Leiden
Und macht Bahn, daß man kann
Gehn zu Himmelsfreuden.
Allda will in süßen Schätzen
Ich mein Herz auf den Schmerz
Ewiglich ergößen.“

Aber das Christenthum, als höhere selbstbewußte und enthusiastische Geistesentwicklung die ganze Summe der Folgerungen zu ziehen und in die Extreme zu gehen verlangend, gesellte dem ewigen Paradiese des Ichs die gleichewige Hölle; zugleich

aber, von der vergeistigten Selbstempfindung seiner Bekenner geleitet, verklärte d. h. verwandelte es das Ich des Paradieses, das es als ein himmlisches festhalten wollte, durch das einfachste wenn auch äußerlichste Mittel, durch ein geistiges unverwesliches Kleid nämlich, das es jenseits „anziehen“ sollte. Hiemit ward durch das Christenthum jenes Ei persönlicher Unsterblichkeit gleichsam zur vollen Reife entwickelt, so daß nunmehr sein Inhalt erkennbar wurde als die Frucht eines unmächtigen halbschöpferischen Uebergangsgeschlechtes, als das Gebilde des selbstsüchtigen Ichs, welches meinte, wenn es das geistig Unsterbliche als einen Schein, als eine Verklärung gewaltsam an sich risse, sich einen neuen Leib wie ein Kleid angezogen zu haben und durch dessen Kraft selber fortzuleben. So aber hat der Glaube persönlicher Unsterblichkeit, welcher in unbefangener Kindlichkeit damit begann, daß er das Ich unmittelbar festhielt und es zur unsterblichen Mumie der Gräber machte, nicht minder kindlich dahin geendet, daß er dieses gepflegte und begehrte Ich selbst un-

willkürlich verläugnete und fallen ließ, indem er es einer ewigen Vernichtung übergab in der Hölle, in den Himmel aber vollends es nicht mehr zuließ als einen Leib der Verwesung, sondern zuvor es neu machte als einen himmlischen Leib der Unsterblichkeit.

Aus jenen gesteigerten Ewigkeitsagen des Ichs nun ist von selbst klar, daß mit seiner Erstarkung im Menschheitsleben auch sein Kampf im Tode gestiegen war; denn nur um über diesen Kampf sich hinweg zu heben sagte es sich ewig trotz des Todes, und um über seine Armuth und Endlichkeit sich zu trösten versprach es sich Unermeßliches in einem Jenseits. Und dieser Kampf muß auf seine Höhe steigen wachsend mit der Kraft und dem Gegensatze des Ichs gegen das unbewußte Seelenleben, denn beide fesseln — wie zwei Pole — einander um so inniger, je lebendiger nicht des einen sondern beider entgegengesetzte Kraft ist; und er muß wieder abnehmen und schwinden mit dem Entwerden des Ichs und mit der Schwäche des Unerwachten, so daß, wenn das Ich gleichsam in den Schwingen des Geistes geboren

wird, und ein Weltbewußtsein, für uns die späte Ahnung unsers Ausganges, ihm als die Milch seiner Kindheit zu Theil wird, Ausgang und Scheiden des Lebens wiederum leise und unmerkbar werden, eine fast kampflose Entwandelung, ein stilles Hinüberschweben in den längstvertrauten Geist.

Dies ist das allgemeine Gesetz des Todeskampfes, aufgezeichnet in den Jahrtausenden der Menschengeschichte und durch seine Schwankungen und Ausnahmen auch erkennbar in einzelnen Generationen und Menschen, so oft nämlich ungewöhnliche Erhebung, oder Verwirrung und Verfall des Bewußtseins, den Kampf des Todes zu einem der Gewohnheit der Zeit gegenüber besonders leichten oder besonders schweren verändern.

Perioden schneller geistiger Entwicklung oder plötzlicher Erhebung des Ichs werden für Tausende zu einer Quelle unverzagten, ja leichten und freudigen Todes — wie in den Zeiten der Verkündigung der Menschenrechte im Ausgange des letzten Jahrhunderts, wie in den ferneren Zeiten der Inquisition, da die Kirche mit Brandfackel und Schwerdt

einhertrat, oder fernuer zurück in den Kreuzzügen oder in den Weltbewegungen des ausbrechenden Islams und des ausbrechenden Christenthums, wie endlich in jeder staatlichen oder religiösen Erhebung und Begeisterung. Denn wo himmlische Güter der Menschheit das Bewußtsein beglücken, und Begeisterung im Opfertode für sie das Ich hinüberträgt in den Geist, da wird sein Sieg über das Unerwachte gewiß und sein Sterben leicht; das Bewußtsein, indem es stirbt, ist schon ahnendes Selbstgefühl des Menschheitsgeistes, sein Tod ist ein Sterben im inneren Lichte. Perioden dagegen geistigen Rückschrittes oder lichtarmen Ueberganges, in denen das Ich zurückgreift in das Sinnliche, das seine höchste Liebe wird, ihm dient und mit dem Wachsen des Seelenlebens nur an Selbstsucht wächst, oder in denen auf andere Art das Bewußtsein erkenntnißlosen Trieben des Unerwachten mehr als gewöhnlich gehorcht, unfertig schwankend zwischen Einsicht und Dunkel, zwischen Glauben und Unglauben in der Dämmerung halben Wollens, halben Könnens und halber Liebe —: solche

Perioden zeigen den Kampf des Scheidens mühsam und lang, und dem Sterben, schwer und traurig, scheint dann nur das unschöne Ringen und Zerreißen des Irdischen eigen zu bleiben. Denn wo geistige Güter ferne sind, oder auch wo sie als frohe Botschaft nahe empfunden und doch nicht erfaßt werden, da fühlt sich das Sterben bald als ein Hinsterben des Heils und der Tod als eine Grube finsterner Schrecken — wie es in den Zeiten der vorhandenen inneren Trübung ist, welche das Christenthum zumal in unserem Volke erregt seit Jahrhunderten, in welcher nicht nur Sinnenlust, voraus an die Kette der Höllequalen gefesselt, im Schooße der eigenen Natur wild um ihr Recht ringt, sondern auch Vernunft und Glaube, Haupt und Herz des Menschen, als seien sie einander zur Feindschaft geschaffen, in bitterem Kriege mit einander liegen und die Seele des Menschen verwüsten, so daß die reine volle Frucht des Christenthums, die Selbstherrlichkeit des Menschen, obwohl empfunden und angestrebt überall, dennoch nicht staatlich, nicht religiös, nicht in That noch Erkenntniß sich gebären kann.

Von solchen Zeiten gilt es, was der tief sinnige Dichter der Selbsterkenntniß, Nicolaus Lenau, singt:

„Woher der düstre Unmuth dieser Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit?
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Herb' ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe geh'n in seinem Morgengrauen.“

Dieses allgemeine Gesetz der Wandelungen des Todeskampfes im Menschheitsleben verschwindet aber unmerklich unter dem, alle Zeiten in gleicher Weise beherrschenden, Gesetze der Persönlichkeit. Zwar auch in ihr, der Persönlichkeit, kehrt es wieder, und eben darum trifft die Mehrzahl der Todesfälle in Kindheit und Alter, das ist in die Zeit des schwächsten Lebenskampfes, eben darum auch findet überall, wo der Tod eintreffen mag, ein schnelles Reifen des Ichs zu höchsten allgemeinen Formen statt, wie ein schneller Abglanz der Menschheitsentwicklung: — aber Ungleichheit des Looses oder Ungerechtigkeit für den Einzelnen kann aus diesem Gesetze nicht entstehen, weil eine jede Stufe

des Lebenskampfes, auf welcher der Tod das Ich treffen kann, ihr Gericht, ihren Frieden oder Unfrieden, in dem, was aller Entwicklungsstufen und aller Menschen gemeinsames Gericht wird, eigen hat, in dem Maasse des inneren Gleichgewichtes. Unser Schiller, nachdem er kurz vor seinem Tode das einfache tieffromme Wort gesprochen: „der Tod kann kein Uebel sein, weil er etwas Allgemeines ist“, fügte, des ungleichen Todeslooses der Menschen gedenkend, hinzu: „Wenn ein schöner Theil des Lebens verloren geht, von dem ist auch die langsame Erschöpfung nicht empfunden worden. In der Jugend sterben ist auch schön!“ Jugend und Alter, alle Höhe und Tiefe der Entwicklung kann den gleichen Frieden finden; sein Gesetz ruht im Einklang oder innern Gleichmaass, welches die Persönlichkeit richtet und selig oder unselig macht, so im Leben wie im Sterben. „Das Gleichgewicht ist die Bahn für Alle“, spricht der weltweise Stifter der Religion China's.

Denn das Gleichgewicht der natürlichen Welt, in welchem jedes Wesen Halt und Lebenskraft ist,

wird in der begeisterten Seelenwelt, im Innern des Menschen, zum Maasse der Gerechtigkeit und zur Waage des Friedens. Das Bewahren des Gesetzes wird Wohlfeyn und Güte, der Bruch des Gesetzes aber wird Unnatur, Verzerrung des Ichs, Qual des Bewußtseins.

Daher mag immerhin das Unbewußtsein noch überwältigend sein, welches das Ich hinabzieht in die Tiefen der brechenden Sinne, oder mag der Geist schon mächtig sein im Ich, daß es mit höheren Kräften in höheren Regionen den Bruch des Todes verkläre: immer wird, weil der Tod des Bewußtseins dasjenige Sterben ist, welches wir fühlen, der Einklang, durch den die Seele im bewußten Ich wohnt, das Gesetz sein, welches das Loos unsers Todes bestimmt.

In diesem Einklang, der das rechte Werk und die Lebensaufgabe des Ichs in seiner Entwicklung ist, in ihm allein wohnen alle Mächte des Himmels und der Hölle, welchen das sterbende Ich geweiht wird; und in ihn trägt sich aller natürliche Kampf des Todes, soweit er das Bewußtsein errei-

chen kann, hinüber. In ihm sammeln sich alle Folgen und Ergebnisse des Lebens, auch Krankheit und Sinnenschmerz werden in ihm zu einer ausgleichenden Rechnung Gottes, sei es, daß sie den Tod zur Hölle machen, oder daß sie das Ich, gereift zu geistigem Einklang durch des Lebens Arbeit, vorzeitig in das Unbewußtsein des Geistes, dem es entgegenlebte, in höchste Ruhe oder höchste Begeisterung hinsterven lassen, und also selbst Dual zu seeliger Entwandlung werde. Darum ist der Tod der einzelnen Menschen verschieden und wechselnd, wie es ihr Leben ist, wie es das Ich ist, welches hinstirbt, verschieden von der ruhelosen Hölle der Selbstzerstörung an bis zu dem sanften von Liebe und Hoffnung getragenen Ringen neu andringender Harmonien, welche das Ich freudig in wachsend erhabneren Einklang auflösen.

Die natürliche Erschöpfung des Lebens entwandelt, wir haben es gesehen, das Ich zu Höherem. Das wache Ringen des allseitig regen Lebens ist es daher vor Allem, was zu einem friedlichen Tode befähigt, und Arbeit heißt das große Mittel des

Heiß, welches fortan die Geschlechter der Selbstbefreiung wachsend ergreifen werden als die Kraft der Befreiung zum Geiste. Doch auch diese Arbeit kann des Einklangs nicht entbehren, zu ihrem Segen und ihrem Frieden. Freilich sind die Armen und Geprüften, welche ihr Schicksal zu immer regem Weiterfassen und immer neuem Selbstbezwingen antreibt, im Allgemeinen dem friedlichen Sterben näher als die Leichtgenießenden, deren persönliche Selbstsucht unangetasteter und roher bleibt, und Jesus Sirach ruft in seiner kindlich-flugen Weise:

„O Tod, wie bitter bist du, wenn an dich gedenket ein Mensch, der gute Tage und genug hat und ohne Sorge lebt, und dem es wohl gehet in allen Dingen und noch wohl essen mag. O Tod, wie wohl thust du dem Dürstigen, der da schwach und alt ist, der in allen Sorgen steckt und nichts Besseres zu hoffen noch zu erwarten hat!“

Aber mit Ungleichmaaß und Unmaaß wird dem Sterben gleichwie dem Leben sein rechter Friede

nicht errungen; Noth und Elend, welche den Menschen gewaltsam erschöpfen in Willkühr, sind keine natürliche wahre Erfüllung und Sättigung des Lebens, und betäubt zwar und matt, doch in der Betäubung noch begehrend und hoffend bleibt ungesättigtes Bewußtsein dem Kampfe der Vernichtung hingegeben.

Je mehr dagegen die Erschöpfung des Lebens, im reinen Einklange des Menschseins bleibend, harmonisch die Triebe durchdrungen hat, um so friedlicher wird der natürliche Tod sein, und die sicherste Führerin zu einem guten Sterben ist eine kräftige, auch in ihren Extremen die versöhnende Ausgleichung bewahrende Lebensarbeit. Ein Vorbild derselben giebt uns mit kräftiger Mahnung die Natur selbst in dem Auftreten jenes unschuldigen liebevollen und arbeitsfrohen Ichtriebes, wann er zuerst als Selbstbewußtsein hervorbricht — dessen Seeligkeit so vollkommen ist, obwohl ihm Liebe von Arbeit, Genuß von Mühe unzertrennlich erscheint, obwohl ihm Hingeben und Aneignen in allem Ziele ein Ganzes bleibt. Wo jedoch das Ich Einzeltriebs

ben folgend nur zu nehmen und zu haben, nur seine Welt zu erobern, zu nützen und zu erschöpfen verlangt, da entgeht ihm die halbe Kraft und die halbe Lebensfrucht; denn Redlichkeit, Demuth und Liebe fehlen ihm, durch welche auch die Beschränktheit und Bedürftigkeit der Menschennatur in ihm sich selbst bekennet und darum sich rettet. Rahel sagt: „Wenn wir uns lieben und Andere haben wollen, so kommt Elend,“ und wiederum: „Seid wahrhaft, redlich und unschuldig! Der Mensch mag ohne dies alle guten Eigenschaften haben, so kann er sie doch nicht gebrauchen, um ein Mensch zu sein.“ Wo der nothwendige Austausch von Nehmen und Geben anstatt in der Gerechtigkeit des Gesetzes im Unfrieden und Widerspruch des Gesetzes geschehen soll, da verstört er nothwendig sich selber und hemmt die Fülle des Tausches; viel Arbeit und viel Leid wird in der Verzerrung gefangen bleiben, mühsam und kümmerlich wird die Erndte des Lebens! Denn Sieg und Reichthum wohnen nicht in der bloßen Menge des Triebes, sondern in seiner Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe. Der Habgüchtige, der

Toll, Tod des Bewußtseins.

Außerschwefende, der Müßiggänger, der Feige, und so ein Jeder, der an der Menschheit sündigt, thut eine verzerrte Lebensarbeit. „Das Schicksal des Individuums“, sagt schon ein vorchristlicher Philosoph, „erzeugt sich selbst und stellt sich selbst dar; es ist eine Folge des Charakters.“ Gilt dies vom Loose des Lebens, so muß es wohl auch vom Todesloose gelten! „Leben und Sterben ist Eins,“ sagt derselbe griechische Weise. Der Tod aber sammelt auch die zerstreuten Früchte des Lebens und zieht ihre Ennme, denn der Tod ist die Erndte des Lebens.

Die Triebe, befriedigt ohne das Vernunftgesetz, werden dem Tode ein ungleiches in sich zerrissenes Selbst überliefern, in welchem Erschöpftes steht wider Uner schöpftes, Geistiges wider Sinnliches, und dessen unausge kämpfte Gegensätze jezo mit Gewalt gebrochen werden. Dann wird das Bewußtsein ein Chaos ohne Ruhe, und Verzweiflung das Ende sein; dadurch aber wird freilich das Sterben, arm an Frieden, elend an Erkenntniß, ein gesteigertes Bild des ruhelosen trotz Freudenrausches unglückli-

chen Lebens, auch zum letzten Gericht der verachteten Menschheit. Und obwohl das Drohen einer Zukunft der Hölle deutlich nichts Anderes ist, als das Bild der schrecklichen vor der geängsteten Phantasie aufstehenden Vergangenheit, obwohl die wahre, das ist die innere, im Menschen verborgene, Hölle im Leben nicht schwieg, sondern dasselbe so lange es wahrte gerichtet hat, wenn auch Thoren und Kinder ihr Gleissen für Gold nahmen und neideten — ; so wird diese Hölle dennoch in den letzten höchsten Augenblicken des Lebens die abschließende Verdammniß des geistverlassenen Ichs vollziehen für die Ewigkeit!

Aber gereift im Einklang des Selbstgenügens und erschöpft von der Mühe und Arbeit des Lebens, gesättigt in seinen Genüssen und Schmerzen, und, was er verläßt, seine Geliebten und seine Werke, in Gottes Hand lassend — fände der Mensch, wenn er dies Ziel der Reinheit ganz erreichte, im Tode nichts zu bedauern, das er hinter sich ließe, doch Alles zu begehren, was vor ihm liegt in dem Wandel des Todes!

13.

Die Seeligkeit und die Qual des ausgehenden Bewußtseins, dies ist die Erfahrung, aus welcher eine kindliche und noch ungeordnete Einbildung die Fortsetzung des Himmels und der Hölle des Bewußtseins in einem Jenseits erbaute.

Aber hat die Gewißheit eines Aufhörens des Ichs nichts Schreckliches für das Bewußtsein?

Im Scheiden des Menschen von dem Menschen ist es insbesondere das Sterbliche, was in sein Recht tritt, im Scheiden des Menschen von sich selber das Unsterbliche; werfen wir auf Beides noch einen flüchtigen Blick des Abschiedes.

Dem Liebenden entwindet der Geliebte; der Bund von Ich zu Ich, welcher gerne sich ewig träumen mochte, wird getrennt für die Ewigkeit! Bleibt von uns denn nichts, wenn wir scheiden? und schwindet uns mit des Geliebten Tode Alles, was wir von dem Geliebten besaßen? — Was ist das Sterbliche, welches schwindet, und was das Bleibende?

Die herrlichen Formen des Menschenweßens zerfallen; ihr vollendeter Bau, die Pracht der Schöpfung, allmählig herabsteigend von der Blüthe seiner Schönheit, giebt sich selbst auf, und wird, soweit der Tod sichtbar und sinnlich ist, zu Staub und Erde. „Von der Erden bist du genommen, und sollst wieder zu Erden werden.“ Und wie könnte es anders sein? Ist der Mensch wahrhaft gemacht die Einheit der Erde zu sein, so muß ja alles Erdwesen in ihm vereinigt leben; und alles Leben von dem Steinleben der Erde bis zum Geistesleben der Erde, weil der Mensch es in sich trägt und doch zerfällt, ehe er das Ziel der Menschheit erreicht hat, muß als höheres und niederes Erdleben in seinem Tode offenbar werden! In dem Zerfallen aber des Niederen oder Sterblichen im Menschenwesen geht nicht unser Körper, sondern, wie wir gesehen haben, unser persönliches, ichbewußtes Wesen unter, und der höheren Entwandelung bleibt somit nur das dem Bewußtsein entrungene Wesen der Allpersönlichkeit.

Das Sterbliche also in uns ist nicht der Leib,

sondern Leib und Geist unser^s Ich^s, des Bewußtseins. Das Unsterbliche aber ist nicht der Geist als ein Zehleben, sondern der Geist als die Frucht, die wir gezeugt haben.

Doch auch das Sterbliche ist nur vergänglich im Einzelnen, nicht in dem Ganzen, der Menschheit. Denn während die schönen Formen sterben im Einzelnen, kommen sie wieder im dauernden Ganzen, und während sie welken und schwinden im Menschen, erwachsen und entwerden sie immer schöner, einiger, vergeistigter in den Generationen der Menschheit, und gehen nicht ihrem Zerfallen in Erde entgegen, sondern ihrer Entwandlung in Geist, ihrem unsterblichen Wesen!

Den Kindern gleich den äußerlichen Schein ergreifend sind wir gewohnt, den fest und ganz sichtbar erscheinenden Leib als das Sterbliche, die flüchtig und ganz unsichtbar scheinende Seele als das Unsterbliche des Menschen zu unterscheiden; wir denken uns dabei zwei verschiedene Dinge, Stoffe oder Wesen, und dies ist der tragende Boden des kirchlichen Volksglaubens. Es ist aber Beides nur

ein einziges Wesen, der Mensch; und das besondere Leben dieses Wesens ist das Sterbliche, sein Gemeinleben aber das Unsterbliche. Alle Früchte des Menschen beziehen sich auf das Gemeinleben.

Daß „reiner Geist“ als Wesen oder als Kraft ein Uding sei, habe ich schon oben gezeigt; aus Gestalt und Form sowohl, wie andererseits aus der Selbstgestaltung des Wesens kann auch der kleinste Theil des Wesens niemals heraus. Alles nun, was die gemeine Sprache „Geist“ nennt, und als solchen der Gestalt und der Materie gegenüber stellt, richtet sich schon dadurch von selbst, daß immer Gestalt und Materie dasjenige ist, was ihn verräth oder zeigt!

In Wahrheit ist es die erregte Einbildung des Menschen stets, welche, da sie durch Unkenntniß Raum findet, einen solchen „Geist“ selbständig und ganz allein hineinträgt in seltene, der Erkenntniß noch ferne stehende, Lebensformen. Der Donner z. B. ist für den gedanken- und kenntnißlosesten Theil des Volkes noch immer, wie in den Zeiten

frühester Unerfahrenheit, der redende, zürnende „Geist Gottes“ —; aber dasselbe schreckende Geräusch explodirender Luft, wann es durch eine dem Menschen bekannte Wirkung, etwa durch ihn Selbst, erregt ist, findet keine Anbetung, weil es seine Einbildung nicht mehr beschäftigt. Dem mehr Erfahrenen, Denkenden sind solche Kindesregungen der Phantasie, ist solche ausschweifende Verherrlichung einer einzelnen, die Sinne überraschenden, doch stets dem natürlichen Gesetze unterworfenen, Erdthätigkeit ferne, und die öffentliche Meinung selbst hat diese Frömmigkeit gerichtet, indem sie als ein Scherzwort das Wort jenes geängsteten Abtes wiederholt, der den verbotenen Pfannkuchen unter dem Donner des Himmels aus dem Fenster warf, indem er seufzend sprach: „tant de bruit pour une omelette!“ Die Anbetung des drohenden Unbekannten ist freilich die Schutzwaffe der menschlichen Schwachheit, aber durch Kenntniß und Erfahrung reinigt und erhebt sich unläugbar immer würdiger der Begriff der angebeteten Gottheit.

Auch den unächtbaren, dem Geiste verglichenen, Wind, „dessen Säusen du hörst, aber nicht weißt, von wannen er kommt und wohin er fährt“, auch er ist erfaßt worden in Ursprung und Ende, gewogen und gemessen als räumlicher bewegter Körper. Alle „Geister“ der Erbwelt, der Ton, das Licht, die Wärme, Electricität und Magnetismus mit ihren Wundern, sind erhascht und festgehalten und gemessen worden als bewegte wirkende Materie und folgen heute bereits vielfach der Hand des wissenden Menschen; und was in ihnen körperloser Geist schien, war eine, durch Mangel an Gesezeserfahrung freie, Willkührbildung des Bewußtseins. Nicht minder hat denn auch der sogenannte Geist des Menschen leibliches Sein und Leben, dessen Ursprung und Gesez unserer Unerfahrenheit noch so vielfach entgeht, und daher der Einbildung noch so unendlichen Raum läßt. Auch hier wiederum sind es, wie leicht zu bemerken ist, unsere Sinne selbst, welche uns von dem unhörbaren, unsichtbaren, unerfaßbaren Geiste Nachricht geben. Denn wir hören ihn ja in dem Schalle des Wortes, wir sehen

ihn in dem Leuchten des Auges, wir erfassen ihn in dem Wesensausdrucke des Leidenden, des Verklärten, des Liebenden; wir fühlen seine Gewalt in der Wucht des Gedankens nicht nur, sondern selbst im Klange und Schwunge der Stimme; wir merken seine Kraft ebenso in der Willenshandlung des zwingenden Blickes. Wir verstehen eines Menschen Geist aus der Beobachtung seiner Bewegungen, Gewohnheiten und Lebensart, wir zählen auf Thaten des Bewußtseins, ehe sie geschehen sind, und nach Kant ist das Verhalten des Bewußtseins so durchaus naturgemäß, daß er erklärt, man könnte, unter Voraussetzung genügender Erforschung der inneren und äußeren Triebfedern, eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit „so wie eine Mondfinsterniß“ ausrechnen. Die Richtung der geistigen Aufmerksamkeit endlich; die Richtung des Willens, kann zu einer körperlich erschöpfenden Anstrengung werden, und unausbleiblich ermüdet uns die Spannung des Geistes.

Gegen all solche Zeugnisse, daß unser Geist

körperlich und ein Naturwesen sei, haben wir nichts aufzustellen, als jenes Vorurtheil eines oberflächlich gefaßten Scheines, dessen Haltlosigkeit ich in einem früheren Abschnitte aufgezeigt habe. Als ein verinnerter Leib ist der Geist freilich vielfach unfassbar für die äußeren Sinne: aber auch die Haut, obwohl sie allein zu Tage liegt, ist wahrlich nicht unser ganzer Leib. Und freilich ist dieser Leib des Bewußtseins zum Theil ein wunderzarter und flüchtiger, wie es seine Aeußerungen so vielfach zeigen, denn selbst das Licht wird zum trägen hinfenden Boten gegenüber der Schnelligkeit seiner Gedanken: aber daß er dennoch nur die verinnernte Wiederholung des äußeren und Eins mit diesem sei, erkennen wir gleichwohl an all seinen Wirkungen, Thaten und Gesetzen, welche überall auf den Wegen der allgemeinen Naturgesetze wandeln; und daß seine Sinnlichkeit nur eine verfeinerte sei, sehen wir am wirksamsten aus dem Stoffe selbst seiner Gedanken, welche nichts Anderes als Worte sind, laut oder innerlich gesprochene, bewußt oder unbewußt gebildete Worte, die leisen beflügelten

Nachbildungen jener sinnlichen allmählig ausgebildeten Töne, durch welche der Mensch aus dem Naturzustande — wie noch heute aus der Kindheit — überhaupt erst zu Gedanken gekommen ist! Ohne solche verinnerte Laute, ohne geistig gesprochene Worte, giebt es keine Gedanken; denn an den Grenzen unsers Geistes nur, wo Empfindungsbe- wußtsein — sei es niedere traumwache oder höhere verklärungs- wache Empfindung — eintritt, dort nur schweigen dem Geiste die Worte: aber eben dort hören zugleich auch seine Gedanken auf.

Kennen wir also das innerliche Leben des Menschen vorzugsweise Geist, so soll uns die Phantasie dabei nicht hindern, zu wissen, daß dieser Geist selbst ein wesenhaftes natürliches Leben sei. —

Wenn nun das Sterbliche das Persönliche ist, so hat freilich die Trauer des Herzens Recht und das Leid der Liebe hat Grund, im Scheiden des geliebten Ichs Alles zu beweinen, was mit der Persönlichkeit verloren ist, und Alles zu beklagen, was niemals wiederkehrt. Zwar ist dieser Verlust in der That nicht so ungeheuer, so weltverdunkelnd und unsäglich, wie

er in den ersten Augenblicken des Durchreißen der Lebensgewohnheit empfunden wird, ja Mephistopheles hat vielmehr auch im höchsten Sinne Recht, wenn er zu Faust spricht:

„Alles was entsteht,
„Ist werth, daß es zu Grunde geht.“

denn nur in der Verwandlung ist auch die Vervollkommenung: — aber am Ich hängt das Ich, und im Sterbenden beweint das Sterbliche sein eigenes Schicksal! Darum nun ist dem Menschen der Schmerz gegeben zu einer Selbsterkennung des Wesentlichen und Selbstüberwindung des Unwesentlichen. Da ohne Täuschung noch Hinterhalt soll der Abschied genommen werden und der Schmerz sich ausleben, damit er geistig sich verkläre, damit er die Seele, vom Taumel halber Gefühle sie reinigend, zu dem Ewigen wende, zu dem Bleibenden. Schätze der Weisheit, der Seelengüte und der Freiheit sind aus solchem Schmerze zu heben:

„Denn tief gewaltig faßt der Schmerz uns an,
„Und weicht uns heiligend zur Seelengröße.“

Wie nichts Anderes erhebt er den Menschen aus der Beschränktheit des Vergänglichen, und recht und wunderheilsam ist immer das Maaß der Natur und der Weg der Wahrheit; Lüge und Halbheit aber lassen unter dem Scheine süßer Beschwichtigung die Seele unverzöhnt und gebunden zurück.

Die Spuren des Bleibenden erfasset nur, wer dem ewig Geschwundenen nicht mehr nachjagt als dem höchsten Gute. Und solche Spuren des geliebten Wesens sind in deiner eigenen Seele, und in allem Wesen, dem jenes sich hingab; da kannst du es sammeln, daß es dich nicht verläßt, weil du lebst. Tod und Leben verschlingen sich in der Menschheit, damit nichts dem Leben verloren gehe.

Das Unerseßliche und Unwiederbringliche des Todes aber, das Aufhören nämlich der Lebenshandlung des Ichs und des Daseins im gewohnten Lebenskreise, vollzieht sich, als eine Naturentwicklung, nicht plötzlich, sondern, wie im Meere die Welle, wenn kein gewaltigeres Gesetz sie zer schlägt, nur unscheinbar, unendlich allmählig in die tragende

Tiefe hinabstürzt, bis sie ganz sich gelöst hat, so beginnt auch das natürliche Scheiden des Menschen lange vor dem Bruche des Todes in fortschreitender Veränderung des Lebenskreises; und ebenso endet es wohl auch jenseits desselben nicht plötzlich, sondern in demselben Maasse der Naturgesetze alles Ueberganges. Und wie alles dem Persönlichen Entworfene selbständig fortlebt der Entwicklung des Ganzen hingegeben, so auch die Entwandelungen des Ichs im Tode.

Schon das Bewußtsein selbst, sein Schlummern oder Sterben, vermögen wir nie bis in eine letzte bestimmte Grenze zu verfolgen, sondern Alles ist Uebergang, unerfaßte Form, ungewisse Dauer. Unregelmäßig vielleicht verliert sich die Spur des Ichs in der Atmosphäre unsers täglichen Lebens, allmählig und unmerklich scheidet die erweckte Seele aus der Oberfläche des Menschseins in seine Tiefe. Die Auflösung unserer Lebenseinheit, welche den Augenblick auch der größten Gewalt sichtbar überdauert, erfordert, so scheint es, gemessene Zeiten der Uebergänge, in denen verschiedene Lebenskreise

gleichsam nach einander absterben, so daß in diesem Sinne schon das Sinken des Lebens physiologisch als ein anhaltendes Sterben bezeichnet worden ist. Wie lange hinzuhalten oder wie schwer zu erkennen der letzte Bruch des Todes sei, das zeigt uns das tagelange Sterben der Gekreuzigten, das verwesende Vergehen mancher chronisch Kranken, und die scheinbare Gleichheit des völligen Starrkrampfes mit dem Tode, die Wiedererweckung aus scheinbarem Gestorbensein. In freiwilligem Scheintode fühllos, regungslos, athmungslos verharren indische Fakirs wochenlang, ja durch Mondesdauer, und wachen auf wie Genesende aus schwerer Krankheit. Aus vieltägigem, von Wissenschaft und Augenschein verkündetem, Tode erheben sich zuweilen Begrabene, erwachend oder erweckt durch seltsame Fügung der Umstände, und Ertrunkene, Frosterstarrte, in bösen Wettern Erstickte, deren Athmen stundenlang gehemmt war, werden noch in's Leben gerufen durch die rechte Behandlung.

Dieses langsame, allmähliche, immer noch ungewisse, Scheiden der Lebenseinheit mochte es auch

sein, was in den Zeiten, da das Vergeistigte des Menschen schon selbsteigen zu werden begann und doch in Uebermassen des Sinnlichen noch gleichsam verloren festgehalten wurde, was in den Zeiten vor dem Christenthume die meisten Völker veranlaßte, ihre Gestorbenen dem schnellen Feuer zu übergeben, anstatt dem Gefängnisse der Erde; oder was die religiösen Lehren schuf von der Ruhelosigkeit Unbegrabener, deren Leib nicht die lebenshemmende Erde bedeckte.

Bewußtsein ferner von Wandelungsformen der geschiedenen Seelen finden wir weitverbreitet unter allen Menschen: nach dem Sinnlicheren hin in der Seelenwanderung der orientalischen Völker, in dem Glauben der Griechen, daß ihre Verstorbenen als Schemen oder bewußtlose Schatten in den Erdräumen schwebten, in vielfach sinnlichen, unter den Völkern der ersten Kindheit zerstreuten Anschauungen, etwa wie Heraklit zurückgreifend sie lehrte in dem Sage, daß die Seele sterbend zu Wasser werde und als Samen der Welt ein eigenes Prinzip zur Bildung der Körper abgebe —; nach dem Geistigen hin in der chine-

Dunkl. Tod des Bewußtseins.

siſchen Anbetung der Vorfahren, in dem ägyptiſchen Schwinden und Sinken verſchiedener immer lichterer Seelenhüllen bei ſtetem Aufſteigen der Seele zum Himmel, in dem Glauben Platon's und nach ihm des Chriſtenthums, daß die geſtorbene Seele einen neuen verklärten Leib empfangen — zu dem das chriſtliche „Fegefeuer“ noch einen Uebergang der Reinigung bildete.

Wie viel Mißverſtand auch das Einzelne ſolcher Lehren enthalten möge, der allen gemeinſame lautere Kern iſt offenbar; es iſt die Wandlung, das allmähliche Hinüberſchwinden des ausgehenden Menſchendaseins in Höheres und Niederes. Auch von guten Engeln oder Schutzgeiſtern, welche Seelen der Verſtorbenen ſeien, beſtimmt, den Menſchen durch das Leben zu geleiten und ſeine Gebete zu hören, ſagen die religiöſen Ueberlieferungen der kindlichen Völker; und noch heute lieben es Heide und Chriſt, ſich von geſtorbenen Lieben umſchwebt zu glauben, ja in beſonderen Lebensfällen den Zusammenhang mit ihnen eine unwillkührliche unzweifelhafte Erfahrung des Lebens zu nennen.

Das innere Leben der Völker, ihr Selbstgefühl, enthält meist eine einfache Wahrheit so, daß sie nur durch die Bemühungen, sie zu deuten und fest zu gestalten, unklar wird; ohne Kummer daher dürfen wir unentschieden lassen, was nicht zu entscheiden ist. Wenn aber die rege Einbildung solche Empfindungen gerne zum Gespensterglauben ausmalt, so nöthigt uns dies nicht, mit dem Bilde gleichsam das Kind auszuschütten, oder mit der aufgedunsenen Hülle auch jenen Kern zu verwerfen, der durch die unendlich mannigfachen und allmählichen Uebergänge alles Naturlebens uns deutlich als ein gesunder und naturgemäßer dargestellt wird. Auch die Spuren der im Wasser zerrinnenden Kreise bleiben und dauern, ungestört durch andere Kreise, die sie durchrinnen, lange noch fort, wenn schon der Stein, der sie erregte, in die Tiefe sank, und schon entschwunden tauchen sie hie und da wohl neu für uns auf, mit ihrem Leben die Armuth unsers Sinnenbewußtseins bezeugend; und ein Echo hält wohl, mehrfach gebrochen, länger an, als der Ton selbst dauerte, dessen Schwinden in das All es ist. Das Wesen, welches

eben noch für uns erfassbar mit allen Sinnen lebte, muß ja nicht plötzlich im Tode so weit und unfassbar entschwinden sein, daß kein Sinn mehr es zu berühren im Stande wäre. Und verlassen auch das Ich und sein Widerpart, der Geist, die Form und Erscheinung, mit der sie an einander gebunden, durch einander zum Leben bedingt waren, so muß ja das Unpersönlich-Allgemeine, das die Menschen durchdringt, und sie lebend zu einer Gemeinschaft, zu einem Theilwesen des Erdlebens, macht, uns um so mehr dem Wesen verbinden, das sich ihm ganz hingeeben hat!

Wissen wir doch, daß der Nachhall der Gestorbenen noch lange wirken kann in ihrem Kreise, und daß sein Anklingen keineswegs immer ein willkürliches im Bewußtsein ist; läßt doch auch der heimische Ort oder die Ruhestätte unserer Geliebten als besondere Nähe ihres Wesens und Heiligkeit und Frieden empfinden. Freilich erwacht dies Alles in unserm Bewußtsein; aber nicht nur der willkürlichen Einbildung gehört das Bewußtsein, sondern ebenso den unwillkürlichen Erregungen, den

Boten der Außenwelt, welche keinen anderen Weg zu uns hat, als eben diesen. Wenn aber das Bewußtsein den Geliebten findet, und dessen Ich mehr oder minder völlig in das eigene aufnimmt, ist dieses nicht Gemeinschaft mit ihm?

Solche Begleitung und Gemeinschaft versinnlicht auch der Segen des Sterbenden, und die Berührung des Geseigneten; die Kraft des Geistes soll, obwohl hinübergehend, fortwirken diesseits. Und daß solche Kraft wirkender bleibe und wachse mit der wachsenden Kraft des bewußten Ichs, fühlte schon Erzwater Israel, als er zu seinem Lieblingssohne sprach: „Die Segen deines Vaters gehen stärker denn die Segen deiner Voreltern.“ Von dem vollkommeneren Auferstehen aber des, dem Bewußtsein entwordenen, Geistes durch die Scheidung und Ablösung des Todes erst, von seiner Rückkehr gleichsam in das Bewußtsein der Geliebten durch die jenseitige Entwandlung des Todes giebt Jesus ein deutliches Zeichen in dem Troste an die Jünger, da er sagt: „Aber ich sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht

hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch. So ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden.“ Dieser Tröster ist der eigene Geist, der sein Selbst belebte.

Mag denn die Empfindung des Mitlebens Geschiedener uns heilig sein und das Bewußtsein ein friedliches, daß, schwindend und in weiten Räumen dem geistigen Leibe der Menschheit sich zubildend oder sich lösend in das Erdall, das Geschiedene noch mit uns webe, in und um uns sei, damit unser Herz mit aller Fülle der Liebe genährt, und unser Geist mit der Gewißheit des großen Geistes der Menschheit erquicht werde!

14.

Das Unsterbliche des Menschen aber ist in dem geistigen Gemeinwesen der Menschheit; in ihm lebt es fort, nicht starr in ewiger Unveränderlich-

keit beharrend, denn so wenig ein Atom des Daseins aus der Welt fallen kann, so wenig kann irgend ein Leben Unveränderlichkeit sein und in ewigem Stillstande bleiben: — sondern das Unpersönliche ist die Unsterblichkeit des Persönlichen.

Das bewußte Ich entwickelt sich durch den Zwang des Lebens, oder, was dasselbe sagt, durch inneres Wachsthum des Wesens, zu einem mehr und mehr unpersönlichen Geiste. Dieser im Maaße seiner Unpersönlichkeit in uns Allen gleiche Geist ist es, in dem alle wahre Einheit der Menschen mit einander, in dem also das Wesen der einigen Menschheit selbst gegründet ist.

Der unpersönliche Geist ist in allen Stufen seiner Entwicklung, die das Leben in uns zeitigt, das Element unsers gegenseitigen Verständnisses; in ihm allein beruht alle Möglichkeit für uns, zu gleicher Erkenntniß mit Anderen zu gelangen. So viel die Erkenntnisse der Menschen einander ungleich oder widersprechend sind, so viel auch sind sie noch persönliches ichbefangenes Bewußtsein; denn, ver-

schieden in Jedem von uns und eines dem anderen gegensätzlich geboren, muß das Bewußtsein sich aus den natürlichen Sinnen, in denen es seit der Geburt ganz und gar steckt, erst emporleben zu einem wachsend unpersönlichen allmenschlichen Fühlen, Wissen und Erkennen. So viel hingegen die Erkenntnisse der Menschen einander gleich sind, so viel sind sie auch der Art der engen einzelnen Persönlichkeit bereits entnommen, ein Samengeist, der werdende Einheitsgeist der Menschheit.

Und solche Erkenntnisse werden uns Allen zu Grundgesetzen des Denkens, die uns frühe durch Erziehung gelehrt werden, wie die Gleichheit von Eins und Eins, und die Bildung der Zwei aus ihnen, wie das Verhältniß von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge, die aber in uns haften nicht weil sie uns gelehrt werden, sondern weil sie ein Einheitswesen der Erkenntnis, Natur und Selbstgewißheit jedes, zu unpersönlichem Geiste entwickelten, menschlichen Bewußtseins sind. Auf solcher Selbstgewißheit beruht auch alle Kraft, welche uns stark und bereit macht, für „Recht“ und

„Wahrheit“ auch das Leben zu lassen; denn Recht, Wahrheit, alles Gutsein ist nur die Natur — das selbstbewußt werdende reine Gesetz — des Menschenwesens, und darum sein ganzer Werth, so daß Kant sagt: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf der Erde leben.“

Der unpersönliche Geist ist also unsere Natur, unser eigenstes Gut, unser Wesen, mehr noch als das persönliche Ichbewußtsein, welches stirbt. Denn wir haben schon gesehen, daß der unpersönliche Mensch höher und höher erwachsend in uns allmählig das Scepter des Ichs ergreift, daß er alsdann das Persönliche geringschätzt, ja dasselbe verachten oder tödten kann, um seiner Natur zu leben, seine Befriedigung zu erstreben, welche jenseits des persönlichen Ichs in einem höheren geistigen Selbst liegt. Zugleich aber ist sein Wirken und Weben, seine Selbstgewißheit im Einzelnen auch das Gemeingefühl und die Einheit Aller; denn die höchsten scepterführenden Rechte und Wahrheiten, die wir die

göttlichen nennen, sind eben die allmenschlichen, sind solche, die der ungeheuren Mehrzahl der Menschen schon festestes normales Selbstgefühl und Natur sind, so daß Niemand sie zu leugnen wagt, es sei denn, er leugne sie, wie Krankheit die Gesundheit leugnet.

In all diesem ist nicht vollkommene Einheit, vollkommene Menschheit, vollkommener Geist — aber deutlich ist in ihm das Wachsen und Werden des vollkommenen Wesens. Daß Recht und Wahrheit in allen Menschen zu aller Zeit die gleichen seien, daran fehlt immer so viel, als an der Vollkommenheit des Rechts und der Wahrheit selbst in den einzelnen Menschen und einzelnen Erscheinungen fehlt. Denn vollkommene Wahrheit ist die einzige Wahrheit der Menschheit, und vollkommenes Recht ist das einzige Recht der Menschheit.

Ihre unvollkommene Erscheinung, mit der sie wachsend sich in die Welt bilden, ist die Vernunft des Menschen. Vernunft ist der höchste geistige, wie das Auge der höchste sinnliche, Sinn, ist der Einheitsinn der Menschheit im einzelnen Menschen.

In ihr wohnt der ganze Inhalt der werdenden geistigen Menschheit, die vorhandene vollkommenste Erkenntniß von Wahrheit und Recht und von der Gemeinschaft der Persönlichkeit, welche die Liebe ist. Durch das Labyrinth des Persönlichen bricht sich das Vernunftgesetz wachsend im Laufe der Lebensalter wie der Menschheitsalter seine Bahn, und wird zu immer vollkommenerer Gleichbildung aller Menschen. Dauernd zwar kommt der unpersönliche Mensch in Jedem von uns als verschiedene Vernunft zu Tage: aber doch verschieden nur, wie besondere Blüthen einer gleichen Pflanze verschieden sind, welche alle dasselbe Gesetz tragen.

Von Anfang an hatten wir das Leben des Gemeinwesens in uns, obwohl nur als allgemeines Gesetz des Unbewußtseins. Auch im Unbewußten der Seele gehört der Mensch der Menschheit an und handelt nach ihren Gesetzen, aber nicht ohne Uneinigkeit, da der Keim der Uneinigkeit, die Persönlichkeit, seine Geburt ist: er ist dann persönliche Menschheit, und das Bewußtsein bringt jede Verschiedenheit oder Persönlichkeit wachsend zu einer be-

wußten Einheit zusammen, welche eben damit auch zur bewußten Verschiedenheit von Mensch und Menschheit wird, und nach Aufhebung dieser Verschiedenheit durch den Austausch des Lebens ringt. Im Uubewußten des Geistes aber wird der Mensch zu demselben Wesen mit dem Menschen, ein sich enig wissendes Wesen, eine Menschheit; das Ich, welches sich durch Saambewußtsein dieser Einheit nur zubilden konnte, weil es lebte, giebt an den Tod das entbildete Uupersönliche hin, daß es Uubewußtsein der Menschheit werde; die Kelter des Todes erst erndtet von allen Reben den einen, den reinen Wein des Geistes. „In der Reihenfolge der Geschlechter“, sagt ein neuerer Philosoph, „ist die ewige Lebensverjüngung des Geistes, so daß es derselbe ist, der in der Vorzeit waltete und in der Zukunft sein wird, und dem nichts verloren geht, was er errungen hat, der alle Aufgaben lösen wird, weil die ganze Ewigkeit sein ist.“

Dies ist aber zugleich die Beglückung des Todes, wie es, in seinem Maasse, auch höchste

Beglückung während des Lebens ist. Denn wie groß und ferne es immer für den natürlichen Menschen erscheinen mag, dem eigenen Ich zu entsagen, um Allgeist und Allwesen der Menschheit zu werden: dennoch ist eben dies so sehr das Natürliche des entwickelten Ichbewußtseins, daß es sich erweist als das höchste Streben aller Edlen, als die begeisternbste Kraft der Forscher der Wissenschaft, der Dichter des Menschlichen und des Göttlichen, der Helden der Menschheit, der Religionslehrer und Weltweisen, mit einem Worte, der Denker oder geistigen Menschen zu allen Zeiten. Ja eben diese Kraft war zugleich oftmals der Größesten und Besten einzige irdische Belohnung und war doch in ihnen Selbstbefriedigung!

So wird denn das Wunder, daß der Mensch bewußt von sich Selbst scheiden kann, zufrieden sein Leben einzutauschen gegen die wachsende Fluth des himmlischen Lebens seiner Menschheit, und sein unruhiges Ich aufzugeben gegen die Ruhe und das Schweigen des Ichs: dieses Wunder wird zu einer wahrhaften, aber frei-

lich höheren Natur des Menschen. Es ist ihm selbstbewußt geworden, daß das Vergehen, welches ihm im Tode bevorsteht, nur der Ausgang und die Vollendung der von der Kindheit an fortschreitenden Verwandlung zu Höherem sei; es ist ihm selbstgewiß geworden, daß die höchsten Güter seines Lebens, Vollkommenheit der Liebe und der Kraft und der Erkenntniß, jenseits des engen persönlichen Ichs in dem Gemeinwesen der Menschheit wohnen!

Im Reisen des Lebens wandelt sein Persönliches sich zu Unpersönlichem, im Nahen des Todes versinkt es selbst, und sinkt und schwindet, wie eine Quelle, die sich erschöpft hat: unpersönliches Bewußtsein aber wächst und steigt in Leben und Tod, und beherrscht steigend den ganzen Menschen. Auch bleibt das persönliche Unbewußtsein der menschlichen Reise nicht wie das erste oder natürliche der menschlichen Unreise stumm und innerlich nur: sondern es redet und handelt als Unbewußtsein des Geistes, zwar nicht entnommen der Persönlichkeit, doch auch nicht beherrscht von ihr, und vielfach sie vernachlässigt

fügend und verachtend. Und so wird es zu einem Menschheits- und Welt-Bewußtsein, wie wir es in allen Propheten und vergötterten Lehrern der Menschheit, am leuchtendsten in dem Stifter der christlichen Religion, reden und handeln sehen; zuweilen aber auch, im höchsten Alter, erscheint es bereits sichtbar getrennt von dem Ichbewußtsein, wie ein „abwesender“ Geist, der dann wohl als Stimme des Weltgeistes — wie in den Naturvölkern des Südens und Westens — von der Genossenschaft verehrt wird in seinen Aussprüchen der Weisheit und des Gesamtwohles oder in Verheißungen erschauter Zukunft. Und wenn solcher Propheten- und Lehrer-Geist nur selten auftritt, nach Völkern nur und Zeitaltern zählbar, so ist dieses gleichwohl naturgemäß, nicht nur um der erfordernten Ausnahmsreise des Einzelnen, sondern auch um der Jugend des ganzen Menschengeschlechtes willen, welches in voller höchster Kraft immer nur das Lebensalter seiner Gegenwart in den Menschen abspiegelt, und selten nur ein Bild der Füllen eines anderen Lebensalters darstellt. Dem aufmerksamen Auge jedoch entgeht

es nicht, daß in solche Klänge des Weltbewußtseins, minder selbstredend und minder reif nur, ein jedes natürlich und harmonisch sterbende Ichbewußtsein endet.

Der bewußt lebende Geist daher erkennt und ergreift als Gottes Weisheit den offenbaren Gang seines Lebens, und zittert nicht vor der Vollendung, sondern liebt sie.

Aber auch die Unvollendung stößt ihn mehr und mehr ab. Denn je reifer, je unpersönlicher und allgemeiner das Bewußtsein des Menschen wird, um so tiefer und täglicher erfährt der Mensch auch, welch' ein unrettbares Stückwerk eben dies sein persönliches Wesen selber sei, welch' eine ewige unverbesserliche Quelle von Irrthum, Halbheit, Thorheit und Schwäche, mit denen es sich und Andere unausbleiblich im Leide herumsührt, ja wie es nothwendig Leid und Schmerz immer neu haben müsse, um nur erweckt zu bleiben, um nicht ganz unwürdig, zerstreut und thierähnlich, sondern um menschlich fortzuleben; während zugleich des Menschen reine Erquickung und Freude, seine reine

Kraft und Güte in dem Samme- und Abbewußtsein ruhen, in den erlangten Antheilen einer all-menschlichen, oder, wie wir sagen, göttlichen Natur, und ihn liebend an sich fesseln, ihn gen Himmel führen.

Freilich muß dies Alles erst erfahren, muß gelebt und gelernt werden; denn wie kann, wer die Menschheit noch nicht kennt, sie lieben oder nach ihrer Vollkommenheit streben? — und freilich muß der Selbsterkenntniß Sinn und Inhalt erwachsen in der natürlichen Reise des inneren Menschen; leer und sinnlos sonst klingt das Wort der Verständigung: aber Fleiß erwirbt Kenntniß, Leben schafft Sinn; und einfach dann zu ihrer Stunde, wie ein Geschenk Gottes, erscheint die Erkenntniß. Unwillkürlich sieht das innere geistige Auge den Geist, mühelos erkennt Wahrhaftigkeit die Wahrheit. Das Werk der Wahrhaftigkeit aber ist: treu und redlich stets das Beste — nämlich das Ganze des Guten — statt einzelner Triebe zu suchen, zu wählen, zu wollen; unerschütterlich nach Recht und Wahrheit, und nicht nach dem Eigennutze, zu handeln sowie zu

Dulk, Tod des Bewußtseins.

urtheilen; im Unglücke das vorhandene Glück zu bedenken, im Glück das Unglück; das Hohe aufzusuchen, wo es Heil und Aneignung werden kann, im fremden Wesen, das Niedrige aufzusuchen, wo es zumeist zu erfassen und zu vernichten ist, im eigenen Wesen; mit der Liebe nicht bei dem Eigenen zu beginnen, sondern bei dem Besseren, mit Beschuldigung, Haß und Züchtigung aber nicht bei dem Nachbarn, dessen Gleicher du bist, sondern bei dem Selbst, dessen Herr du bist. Solche That der Wahrhaftigkeit zerstört bald das Uebergewicht der Liebe, welches das Vergängliche im Bewußtsein behauptet über das Unvergängliche, und wandelt blinden Hochmuth des Ichs in Demuth der Selbsterkenntniß.

Je inniger nun aber diese Erfahrung der eigenen unvollkommenen Natur ist, um so mehr und aufrichtiger sehnt der Mensch sich aus der Armlichkeit seines Daseins, aus den thierischen Formen seiner Lebenswelt hinaus zu Ruhe und Schweigen, zum Nichtsein dieses Bewußtseins. Zwar die Persönlichkeit, aus der das Heil sich entringt, wird er nicht

haffen, noch willkürlich gewaltsam sie vernichten können, die er nicht gemacht hat: aber er wird sich sehnen, sie abzuwerfen, wie drängende Knospen den hemmenden Blätterkeld von sich stoßen und sprengen; zwar den Genuß und die Freude, die der redlichen Arbeit niemals fehlen, wird er nicht verachten: aber er kennt ihren Preis und ihre Dauer, er kennt den Kreislauf des Zeitlichen, und unsägliches Wohlgefühl wird ihm der Gedanke, aus der ewigen Selbsthemmung der menschlichen Natur heraus zum Aufhören dieses geschäftig endlosen, zum Ruhen dieses unabweislich irrenden Halbwesens zu gelangen. Ja die Ruhe wird ihm zum seeligsten Wunsche, und dessen Erfüllung zur Erlösung aus dem Irdischen.

Ruhe ist die Erquickung im Lebenskampfe, und je weiter der Mensch in diesem kommt, so höher steigt ihm ihr Werth. Auch der Träge, der Schlemmer, der ihre volle Süßigkeit nicht kennt, weil sie allein nach rechtem Wirken, sei es That oder Dulden, offenbar wird als Bewußtseinsruhe und Zufriedenheit, auch er ergötzt sich noch an der Dämmerung

des Träumens, auch ihn lockt noch das friedliche Hinsterben eines selbst schlaffen Bewußtseins. Wie anders, wenn nach rechtem Lebenskampfe das sterbende Bewußtsein auf das Leben wie auf eine einzige That erschöpfenden Wirkens blicken kann, und, gewiß daß die Arbeit für die Ewigkeit gethan sei, ihm das geistige Wohlsein der Ruhe zur ewigen Gewißheit der Ruhe wird, und das seelige Sichselbstverlieren und Schwinden des Bewußtseins nicht mehr Träumen ist, sondern erhabene Wirklichkeit des Jenseits, himmlischer Einklang, der die Seele löst in das Weltwesen, in Erfüllung des Lebenstraumes, Sternesgeist, himmlisches Weltwesen zu sein in den Sphären des Alllebens!

Deun in der Ruhe der Vergangenheit sterben und im Lichte der Erkenntniß vergehen — dies ist der rechte erfüllte seelige Tod des Bewußtseins. Ist Freude der schönste Schmuck des Menschen, und ist es schon bedeutungsvoll, daß nicht das Weinen, sondern das Lachen den Menschen von den Thieren unterscheidet, so wird im Ausgange des Menschen, wann er vollendet sich darstellt im Reigen der Schö-

pfung, die Freude zur Versiegelung des Geistes, und das selige Lächeln, mit dem er von sich selber scheiden kann, zur verklärenden Weihe seines ganzen Lebens!

Dies ist der Erdengang des Menschen, der ihn hinüberführt in sein himmlisches Wesen. Hier ist er Mensch, dort ist er Menschheit, Geist des Erdsterns. Wie die Sonne mit ihren Strahlen den höchsten und All-Sinn der niederen Sinne, das Auge, einhüllt in die eigene Erden-Sphäre und gleichsam absperrt, ihm die Gemeinschaft des unendlichen Alls, der Welten des Himmels verschließend, die doch Tags auch über ihm hinziehen und kreisen: so bannt auch das, von der Sonne erweckte und aus sonniger Erde geborene, Licht des Bewußtseins den Menschen in seine eigene Sphäre und schließt ihn ab von den Bruchtheilen des Gesamtwesens, dem er angehört. Aber die Sonne beherrscht nicht ausschließlich die Erde, ob sie auch zuerst das Leben in ihr hervorrief, sondern die Erde, der Sternen-Allwelt gehörend, hat Tag und Nacht zugleich; und so beherrscht auch das Ichbewußtsein nicht aus-

schließlich den Menschen, ob er auch in ihm erweckt ward und lebt und wächst, sondern der Mensch, seiner Allwelt gehörend, ist Mensch und Menschheit zugleich. Das Wachsende aber ist das Allleben und die Einheit, im Erdwesen sowohl wie im Menschenwesen.

Schon vom Ursprung her zeugt die Allempfindung des Weltwesens, aus welcher der Mensch erbaut ist, daß Mehr und Größeres als die fliehende zeitliche Aufgabe seines Tageslebens in seinem Selbst verborgen sei, und dieses Größere, in der Entwandlung des Ichs als Geist wiederkehrend, muß fortleben, ob auch das Tagesbewußtsein, das unvollkommene, schwinde und sterbe; Geburt und Entwicklung in der Menschheit bezeugen, daß der Kern und die Fülle des Wesens ein größeres allgemeines Naturselbst, die Erde selber, sei, in deren Adern sein Bewußtsein freist, von der es ausgeht um schaffend und bildend ihr Werk zu thun, und rückkehrend wieder einzugehen zu ihrem Allleben. Die elektrische Kraft, welche die Erde durchströmt, ist unsichtbar überall, wo sie nicht unterbrochen und zu Gegen-

säßen erregt wird; in solchen Gegensätzen aber wird sie Gestalt, Leben und Wirken, der Funke erscheint und offenbart in Kraft und Bewegung, in Licht und Wärme das Schaffen der Erde. Des Menschen Ich ist ihm vergleichbar, ein Funke, der aus dem verinnerten Strome des Mensch gewordenen Erdlebens durch Gegensätze sich erzeugt, in Gegensätzen sich gestaltet und lebt, und endlich verlöscht im Ausleben der Gegensätze, um Kraft des Ganzen zu werden; in den Schooß seiner Heimath, in den Quell seiner Einheit kehrt der Mensch zurück, und wird, hingegeben dem erhabenen Himmelsleben des Erdsterns, Geist inmitten des Himmels. —

Von solcher Erkenntniß aber, daß wir Naturwesen sind und auf natürlichem Wege zu himmlischem Leben gelangen, entfremdet uns auch der christliche Glaube nicht, wenn wir ihn rein aufnehmen nach der Mitte und Bedeutung seines Geistes und nicht nach den Buchstaben und den Auswüchsen seines Wortglaubens. Tiefere Auffassung lichtet den Widerspruch reiner Lehre mit der gott-

geschaffenen Vernunft und versöhnt Glauben und Wissen.

Wenn wir nicht nach der Verschiedenheit der zahllosen christlichen Kirchen und Sekten, sondern nach ihrer Einheit uns umsehen, so finden wir leicht, daß jede innere Kraft und Tugend des ächten Christen zugleich Kraft und Tugend des rechten, seiner Menschheit ganz hingeebenen, Menschen sei. Der Kern der Verkündigung des himmlischen Reiches Christi, des christlichen Hinaufstrebens zum Geiste, die Verachtung und Züchtigung des Fleisches, das Hassen des Lebens um das Leben zu gewinnen, das Hingeben des Einzelnen an Gott und der Sieg der vollkommenen Liebe unter den Menschen — das „zweite Gebot, das dem ersten gleich ist“ —: sie alle sind nichts Anderes, als das Erwachen und der Sieg jenes unpersönlichen, jenes himmlischen Selbsts in uns, wie wir es verfolgt haben in der Entwicklung des natürlichen Selbsts unter Irrthum und Arbeit des Lebens! So geschieht es, daß der natürliche oder „erste Adam“ zum zweiten oder „geistlichen“ Adam wird, von dem der Apostel

Paulus spricht, daß auch die Engel ihm dienen werden.

Die Welle trägt das Bette mit sich, in das sie versinken wird; so auch die Persönlichkeit das Himmlische, in das sie vergehen und das „Unverwesliche“, das sie „anziehen“ wird.

Das Erwachen der Menschen ferner zu geistiger Gleichheit mit einander, zu einem Sammbewußtsein, in welchem das Persönliche Aller immer vollkommener einander ergänzend und ähnlicher wird, der offenbare Weg der Menschheit, wie wir ihn, von der natürlichen Liebe ausgehend, in allem Gemeinwesen der Menschen anschauen, ist auch das Gebet Jesu Christi auf dem Oelberge: „Vater, gib, daß sie Alle Eines Geistes werden!“ Und daß wir Alle zusammengehören wie ein einziger Organismus, dessen Glieder wir seien und dessen Gesetz uns Alle beherrschen solle, lehret er ausdrücklich, da er lehret, wir Alle seien „Glieder an Einem vollkommenen Leibe.“ In sich Selbst aber empfand er das Gesetz dieses vollkommenen Leibes, nämlich der Menschheit, und neben seinem irdischen Ich fühlte er in sich dieses

himmlische All:Ich, und fühlte es als das Einzige, welches herrschen solle; zu ihm ruft er uns, wie zu der Menschheit, daß wir an ihm Theil haben sollen, als an der Menschheit.

Denn mit Christus ist, gleichwie es im erwachsenden Menschen geschieht, unter Liebe und Begeisterung das Selbstbewußtsein der Menschheit selbstredend ausgebrochen und Fleisch und Blut und Wahrheit geworden.

Wie wir nun sahen, daß der Mensch dasjenige Leben, zu dem ihm der Tod wird, in sich trägt von Anfang an, bis es entfaltet, wachsend befreit von der Finsterniß des Leibes, durch das Licht der Erkenntniß zum Allgemeingeiste wird, so redet auch Jesus von dem Durchdrungenwerden des Leibes: „Wenn nun dein Leib ganz lichte ist, daß er kein Stück von Finsterniß hat, so wird er ganz lichte sein und wird dich erleuchten wie ein heller Blitz.“

Wenn also der natürliche Mensch erschreckt vor dem Tode flieht und seinem Stachel erliegt, so hat der geistliche Mensch die Unsterblichkeit in sich, die

Selbstgewißheit des Geistes; und wenn der erste Adam bei den Völkern der Kindheit — und mannigfach noch heute! — um seiner Selbstsucht noch im Tode zu genügen, alle sinnlichen persönlichen Genüsse zusammenrafft und vorausschickt in den Himmel, daß sie dort seiner warten: so blickt der zweite Adam dem Aufhören aller Genüsse, die ja nicht minder als die Leiden nur Zeugen und Fesseln der überwundenen Persönlichkeit sind, freudig und vertrauend entgegen, als einem gewissen Pfande der Beglückung und Erhöhung zu geistigem Wesen. Und so ist es dieser zweite Adam, welcher „die Pforten der Hölle zerbrochen und den Stachel des Todes überwunden hat“; durch ihn sind wir dem Tode entnommen, wir sterben nicht mehr, sondern das Bewußtsein stirbt, wir aber werden verwandelt.

Freilich ist auch das christliche Auge noch von dichten Schleiern umhüllt, und viel Licht der Erkenntniß muß noch den Leib durchdringen, daß er lichte werde, denn auch das Christenthum giebt uns, wie der Apostel Paulus sagt, nur „zu sehen durch einen Spiegel in einem dunklen Worte“; und will-

führlieh die fehlende Erkenntniß sich zu geben vermag kein Mensch, sondern erwachsen muß sie in ihm durch des Geistes Reife, so daß auch Jesus lehrt: „es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, der Vater ziehe ihn“ — : aber viel des Lichtes hat schon den Leib der „nachfolgenden Brüder Christi“ von Jahrhundert zu Jahrhundert reisend durchdrungen, und immer breitere Bahn bricht sich in der erwachenden christlichen Menschheit die Forderung der selbstbewußten Vernunft, Gott und Natur, den „Sohn Gottes“ und den „Menschensohn“ als einig zu erfassen und naturgemäß zu begreifen.

Wir aber lauschen dem Wachsthum des inneren geistigen Menschen, dessen Leib die Vernunft ist, und bedürfen nicht Anderes; denn in ihm ist der Sieg, und sein Wachsthum ist unwiderstehlich wie das Treiben des Frühlings. Das Reisen aber des geistigen Menschen, des Gottsohnes, bringt uns die Zeit heran, nicht mehr der Lehre, sondern der Erfüllung des Christenthums, und die Zeit ist vorhanden. Das Werk der christlichen Kirchen, das Werk des Glaubens, ist im Schwinden,

unaufhaltfam verfällt es, denn die Frucht des Schooßes der Kirche selbst ist reif und wird stark zu eigenem Leben; das Werk der christlichen Menschheit aber, in menschlichen Gemeinschaften, das Werk der That des Christenthums beginnt.

Inhalt.

	<i>Seite</i>
A. Die Anfänge des Jenseits.	
1. Das natürliche Verhältniß des Lebens zum Tode	1
2. Geschichtliche Uebersicht der Todesempfindung	14
3. <u>Das Wesen der Christuslehre</u>	25
B. Die Täuschung des Jenseits.	
4. Das natürliche Leben des Geistes	38
5. Die Förderung des Volks- und Kirchenglaubens	46
6. <u>Die Förderung der Selbstsucht</u>	65
7. <u>Entdeckung eines Samm-Ichs im Menschen</u>	78
C. <u>Die Menschheit.</u>	
8. <u>Das Samm-Ich umfaßt Anfang wie Ende des Menschen</u>	86
9. <u>Geburt und Leben des Ichs</u>	95

	Seite
10. <u>Unbewußter Geist</u>	106
11. <u>Die Menschheit</u>	111

D. Die Wahrheit des Jenseits.

12. <u>Der Tod des Bewußtseins</u>	121
13. <u>Das Sterbliche</u>	148
14. <u>Das Unsterbliche</u>	166

Druck von Otto Wigand in Leipzig











